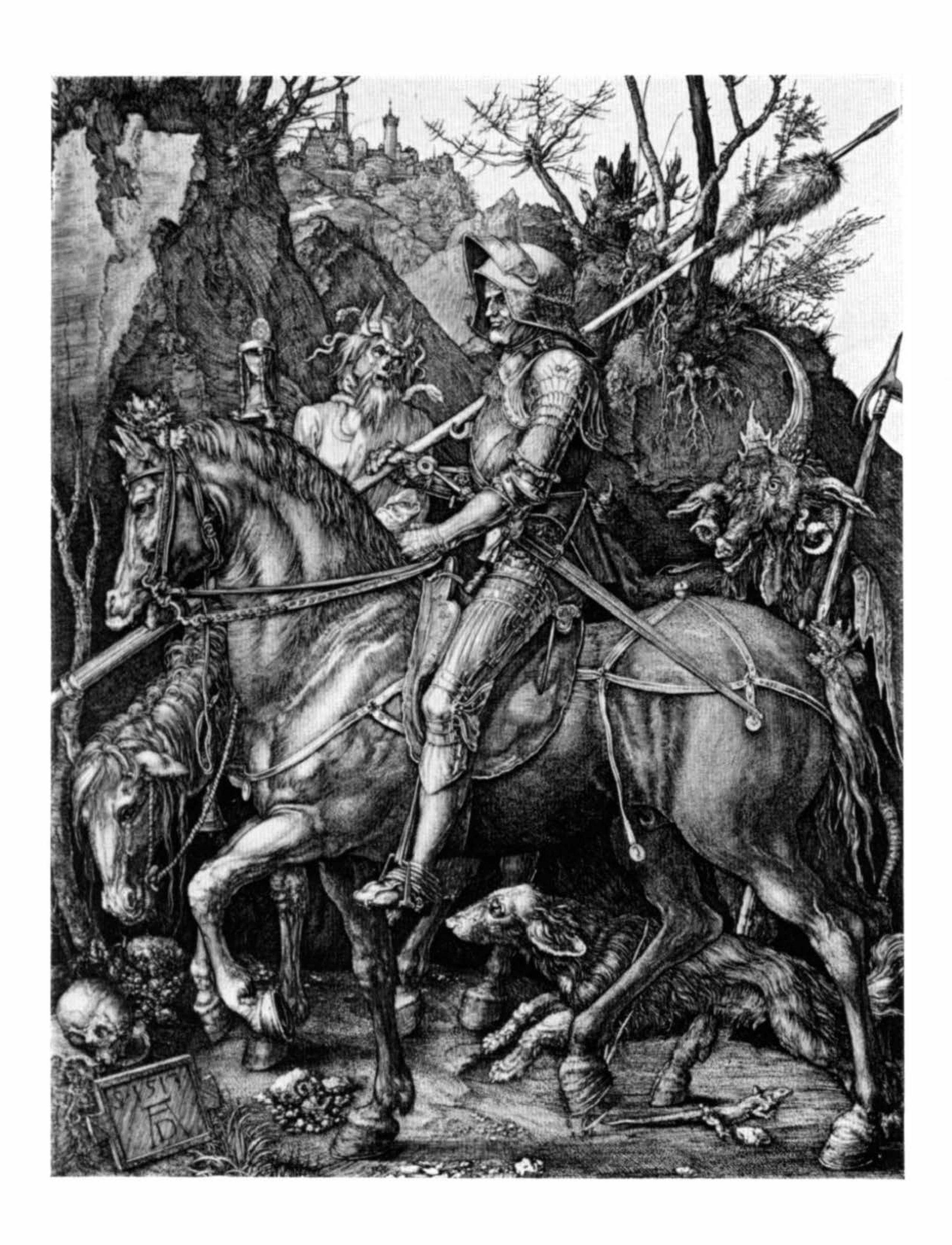
HANS F. K. GÜNTHER

Ritter, Tod und Teufel

DER HELDISCHE GEDANKE



Ritter Tod und Teufel

Der heldische Gedanke

Von

Hans F. K. Günther

4. Auflage



J. F. Lehmanns Verlag, München 1935

Druck von R. Oldenbourg, München.
Printed in Germany.

Vorwort.

Dieses Buch soll den Helden künden. Damit muß es sich ausweisen als feindlich gegen sein Zeitalter. Es soll von Ritter, Tod und Teufel künden in einer Zeit der Massen, in einer Zeit, die des Todes kaum noch würdig scheint und in einer Zeit, die gerne die Niedertracht im Menschen selbst „entwicklungsgeschichtlich“ versteht und verzeiht und darum dem Teufel selbst seinen guten Ingrimm verleiden muß.

Was soll ein solches Buch in solcher Zeit? — Es muß von Dingen reden, denen das Zeitalter ihr Amt entwunden hat: es muß vom Helden reden, und das Zeitalter hat doch längst das Bequemere gewählt; es muß von des Helden Schicksal reden: das Zeitalter kennt nur noch zwangsläufige Entwicklungen; von seiner Leidenschaft: das Zeitalter wird von Begierden gehetzt; von seiner Liebe: hier denkt das Zeitalter erst ans Geschlechtliche und schielt dann nach seinem Schmutz oder es weist vielleicht auf die sozialen Versicherungen, also auf öffentliche Einrichtungen, hin, auf ein Verfahren, der Not beizukommen. Das Buch muß reden von dem Haß des Helden: da zetert die Zeit, Haß erträgt sie nicht gut, und wie immer, wo etwas faul ist, stellt sich ihr ein Fremdwort ein: Humanität! — Und so auf Schritt und Tritt: die Wörter der Sprache mögen die gleichen sein, der Wille im Wort ist eines anderen Geistes: eines anderen beim Zeitalter dort, eines anderen hier im Buche.

Was aber als Inbild eines Lebens und lebendiger Gestaltung empfangen ist, das will seine Wirklichkeit und Gegenwart haben und glaubt an seinen Wert. — So dieses Buch und darum seine Zuversicht trotz allem just in dieser Zeit.

Es gelte denn!

Im August 1920.

Inhalt.

Erster Teil.

Die Kraft des Helden.

Vom Helden soll dieses Buch künden. Wir müssen gleich darnach trachten, sein Wesen zu erfassen. Eine Kraft muß in ihm sein, die dem Zeitalter ganz fremd ist, sonst wäre nicht so viel Lästerung des Heldischen in unserer Zeit und bei allen, die recht dem Zeitgeist angehören. — Woher strömt dem Helden diese Kraft? Es sei gleich gesagt: der Held steht immer in den Anfängen der Welt — gleichviel, ob er sich dessen bewußt sei oder nicht. Sein Gegenbild ist der Nachfahr. Darum hassen alle Späten und Nachtreter das Heldische, darum haßt die Masse den Helden Bismarck und weiß mit Beethoven nichts anzufangen. Genug davon: vom Helden sei hier die Rede. Er steht in den Anfängen. Daraus folgt alles andere.

Lange Zeit bleibt der Held im Kindesalter. Er läßt sich Zeit und trollt sich so hin, faul und für sich. Es gibt eine heldische Faulheit, und vielleicht hat nur der Held ein Recht, mondelang faul zu sein. Faulsein heißt beim Helden nur, bei der Arbeit der Andern nicht mittun können, weil sie nicht die eigene Arbeit ist. In ihm sammelt es sich zu einer rechten Tat. Von des Helden Faulheit erzählt mit Behagen die isländische Saga von Grettir dem Starken. Die Sagas berichten auch immer wieder von der Kindheit des Helden: wie er so die Jahre hindurch als „Kohlenbeißer" dahinlebt — der nordische Mensch ist noch nie frühreif gewesen — wie er an der Feuerstelle liegt und den Männern vor die Füße rollt, wenn sie in die Halle

treten. Heldische Faulheit ist Ruhen in sich selbst: gutmütig, wortfaul, gleichgültig ums Treiben im Haus — so sind die Kohlenbeißer, die später den Berserkergang bekommen, diesen urmenschlichen Ausbruch von Kraft und Kampflust. Laßt sie nur erst zu sich selber kommen, dann ist es vorbei mit dem Kohlenbeißer! Die Sagas erzählen davon, wie der Held sich findet in einer Jünglingsstunde. Haß und Sippenrache, Pateninbrunst und Lust zu stürmischer Fahrt übers Nordmeer hin, der Drang zur Ferne, das Verlangen nach einem Schicksal — die wecken den Helden!

Der Held ergreift sein Leben als ein Wagstück, sein Wagstück, seine Aufgabe. Damit ist alles gesagt, damit hat er den Löwen seines Schicksals geweckt — nur der Held hat ein Schicksal. Er sucht ein Leben der Bestätigung, ein Schicksal, das ihn treu erfinden soll und stets den Gleichen. Er will der Edle sein, der in den Wald des Lindwurms dringt, der Echtgeborene, der die zwölf Werke des Helden sucht. Es geht ihm nicht um den Lohn oder Jubel der Gassen, es geht ihm nur um sich, daß er die Treue halte.

„bin unverzagt, ich habs gewagt
und will des Ends erwarten."

(Ulrich von Hutten.)

So lebt seine Zuversicht trotz Tod und Teufel. So tritt er in seinen Morgen hinaus. Immer ist der Held ein Anfang gewesen. Was wissen wir Späten von der Frische solchen Daseins? Wer ist frischer denn Siegfried und einfacher denn er?

Der Held ist einfach, weil er immer in Anfängen steht: unverwickelt ins Mitvererbte, ungebunden vom Schongedachten, Ofterlebten, nicht zu fesseln vom Netz der Zusammenhänge — so wahrhaft frei!

Der Held steht immer in den Anfängen einer Welt. Das ist die Urkraft in ihm. Er kann sich nicht anders

denken denn als Einzelnen, gleichgültig um das, was andere treibt, abwendig von dem, was andere lüstet, abschätzig gegen Nutzen und Erwerb des Tages. Das macht ihn verhaßt bei der Menge.

An der Gehässigkeit der Menge erlebt der Held als Jüngling seine Einsamkeit, bis ihm als Mann die Einsamkeit des Helden Kraft und Stolz geworden ist. Der Held erfährt es, daß ein Schicksal wollen sich wappnen heißt, daß es heißt, aufs Glück verzichten, viel entbehren und der weichen Seele, die nach Glück schreit, wie der Hungrige nach Brot, den harten Stein zu geben. Grettir erfährt es: „Glück und Männlichkeit decken sich nicht." — Glückverlangend ist jeder Lebendige, der Held am meisten, denn er ist einfach und liebt das Leben. Doch er hat ein Schicksal und ein unerbittliches; er weiß, daß es nicht sein Weg ist, der zum Glücklichsein mit anderen Menschen führt. So hat es Lessing erlebt, als sein Kind starb und die Mutter ihm nach: „Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen, aber es ist mir schlecht bekommen." Er ist hindurch geschritten, seinem Schicksal treu wie sein König Friedrich der Große, der aussprach: Man muß seiner Seele Stockprügel geben.

Es hilft nichts: ein Schicksal wollen, heißt groß werden wie sein Schicksal — unerbittlich groß. „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen", hat Beethoven gesagt und so hat er gelebt.

Durch seine Einsamkeit erlebt der Held den Schicksalsgedanken und darum ist er oft der Schweigende gewesen, der sich ohnegleichen weiß, zumeist dem Meer und dem Gebirg und dem Eichbaum verwandt.

Darum liebt der Held das Meer und die Fahrt im Wikingsdrachen, darum steigt er hinauf ins Gebirg.

Droben fühlt er sich ewig, den Aaren des Anfangs

gefreundet, und spürt, was einzig ihn ausfüllt: zeitlose Macht! — Held und All — das ist der tiefste Blick in den Tag des Geschehens. So erlebt es der einsame Mann:

„Stünd ich, Natur, vor dir ein Mann allein,
da wärs der Mühe wert, ein Mensch zu sein."
(Goethe, Faust.)

So aus Macht und Verlangen, Lust und Leid, kommt dem Helden die unstillbare Liebe zu Berg und Wald, zu Strom und Meer.

Und auch dies: weil er der Einsame ist, der in den Anfängen steht, muß auch Freud und Frohmut ihm urmenschlich werden. Heldischer Frohmut will unverzagt die Welt als Riesenspielzeug nehmen. Heldische Freude ist die Gewißheit, unverwüstlich zu sein, ist der polternde Übermut des Gepanzerten, ein Lachen der Gesundheit, der Reiterstollmut eines wilden Hansen — dieses in die Schanze schlagen seines ganzen Kerls, um einen feisten Witz auf die Beine zu stellen und ihm eine Gasse zu brechen, dieses Fest aller Feste, das die Gemeinschaft der Unverwüstlichen an breiten Tischen und in Ehren feiert!

Man muß den heldischen Frohmut erfahren in dem Lied vom Thrym, das uns die Edda überliefert; man muß ihn erleben in dem mancherlei Bildwerk der romanischen und gotischen Dome; man muß ihn in seiner Urgesundheit bei Luther erleben, der immer gern fröhlich war und seinen Schülern der Gottesgelahrtheit eine Kegelbahn bauen ließ! Wie er, gewaltig in den Anfängen einer neuen Gesittung stehend, mit den alten Mächten der Welt wie mit derbem Spielzeug umspringt: „Mein Gnad und Gruß zuvor, allerheiligster Stuhl! Knack und bricht nicht vor diesem neuen Gruße, daran ich meinen Namen zuvor obenan setze und des Fußküssens vergesse. Ursach

wirst du hören." — Man muß heldischen Frohmut wieder erleben bei Bach, wenn er mit Pauken und Trompeten, die gleichsam aus dem Frühling einer Welt herausschallen, sein Ostern feiert; man muß ihn wieder erleben bei Beethoven, dessen freudige Weisen oft mit einer knotigen Kraft wie das Aufspielen zum Volksfest eines Heldenstammes klingen: Das Urmenschlich-Derbe, das Unverwüstliche des Helden, bricht immer wieder aus in Beethovens Werk. Das ist heldischer Frohmut. Ein heldischer Denker des Altertums, Heraklit, hat die Welt erfahren als ein Spiel des Zeus. Dem Einsamen in seiner frohen Stunde wird die Welt so erscheinen. Zeus ist der Held, der seinen freudigen Tag erlebt.

In schmerz- und lustvoller Einsamkeit, in der Erkenntnis eines mächtigen Schicksals, steht der Held in den Anfängen seiner Welt. Er hats gewagt, ein Schicksal zu leben, den Tod nicht zu fürchten und vielen verhaßt zu sein. Er kennt seinen Reichtum, reckt seine Arme und schreitet hinein. Daß noch alles zu tun ist, daß rings ein Anfang und überall Bestätigung glänzt — das ist die heldische Zuversicht, die Zuversicht, die nur der Reine kennt, der Edelgeborene: Siegfried!

*

Wer ist einfacher denn Siegfried und wen versteht die Gegenwart weniger? Weiß noch einer unter uns Gegenwärtigen von der Frische des Daseins, welche des Helden ist?

Die Schuld ist unser. Wir haben alle Frische der Welt dahingegeben im 19. Jahrhundert. Wir haben das Volkslied gegeben um den Operettenschlager, wir haben das Sprichwort hingegeben um das Schlagwort der Zeitungen und um die schnoddrige Redens-

art Berliner Prägung. Wir haben das Märchen den Kindern überlassen und denen kaum, oder wir haben es zu symbolistischem Unfug mißbraucht. Wir haben die Mundart verlernt oder gar nie gelernt — ist es ein Wunder, wenn wir kahl stehen? Dieses unselige 19. Jahrhundert hat es verstanden, die Frische des Lebens aus dem Abendland zu vertreiben. Alles ist unter seinen Händen verdorrt oder verflacht: die Wissenschaft und die Kunst, die Sittlichkeit, die Weltanschauung und das Staatsleben. Das 19. Jahrhundert hat den entwurzelten und entgleisten Menschen gezüchtet, den Menschen ohne Mundart, den Großstädter. Es hat aus Völkern Massen gemacht und hat dieser Spreu dann unheldische und heldenfeindliche Lehren geschaffen, die immer mehr Spreu schaffen werden.

Es ist uns allen gelehrt worden, wir seien eingekettet in eine lange Entwicklung, und die Entwicklungskette führe von Fortschritt zu Fortschritt. In diesem Glauben — man muß vom Entwicklungsglauben, nicht nur vom Entwicklungsgedanken reden — in diesem Glauben hat sich des Zeitalters einerseits eine widerliche Überheblichkeit bemächtigt: wir habens herrlich weit gebracht! — die Überheblichkeit des Vielwissers und Vielgeschäftigen — andrerseits eine lastende Entsagung, eine dumpfe Gewißheit, in allem bedingt zu sein: körperlich entwicklungsbedingt, geistig geschichtlichbedingt. Die Natur- und die Geisteswissenschaft des 19. Jahrhunderts haben sich alle Mühe gegeben, den Strom der Erkenntnis, der in den Zeiten eines Kant oder Alexander v. Humboldt tief und mächtig einherkam, recht in das Seichte zu leiten. Die gedankentiefe Besonnenheit, mit der Goethe und Alexander v. Humboldt in das Naturgeschehen geblickt haben — die heldische Natur-

betrachtung hätte von ihnen ausgehen können — wie ist das alles durch die flache Verständigkeit der Nachfahren Darwins ins Arge verkommen! Darwinismus, Liberalismus, wissenschaftliches, staatliches und künstlerisches Denken des 19. Jahrhunderts — alles vielerlei Seiten eines unheldisch-unschöpferischen Lebensgefühls, ehrlich gemeinte Deutungsversuche eines kurzblickenden, zeugungsschwachen Geschlechts. Wäre doch diesem Jahrhundert nur nicht alles so mustergültig erschienen, was seine geistige Vielgeschäftigkeit und seine betriebsame Arbeitsteilung zustande gebracht haben! Wenn man sie betrachtet, alle die so recht auf den Zeitgeist eingeschworen waren, befriedigt von den Errungenschaften des neuzeitlichen Geistes, seien es Künstler, Abgeordnete, Denker, Forscher: alle gehören sie einem hoffnungslosen Menschenschlag an, dem Mittelstand des Geistes, der nie ganz recht und nie ganz unrecht hat, dessen Wahrheiten so flach und dessen Fehler so jämmerlich sind, daß ein Gegner dieses Geistes, sobald er ein schöpferischer Mensch ist, im Bekämpfen selbst immer wieder einen erstickenden Widerwillen hinunterschlucken muß.

Es ist heut an der Zeit, dieses 19. Jahrhundert einmal als Ganzes zu begreifen und damit zu begreifen, daß es unsere Pflicht ist, es in uns rücksichtslos zu überwinden. Es war das unseligste aller Zeitalter, es hat zersetzt, wo andere gesetzt haben, es ist weiblich gewesen, schwächlich grenzverwischend, wo andere männlich und schöpferisch Grenzen geschaffen haben — so im Sittlichen, so im Künstlerischen, so überall. Wir werden es im ferneren immer wieder erkennen. —

Darin steht es heldischer Weltanschauung am fernsten: es hat dem Menschen die Möglichkeit entwunden, sich in den Anfängen zu sehen. Zuerst natur-

wissenschaftlich: die Forscher auf diesem Gebiet sind des Gelüstes nicht Herr geworden, ihre notwendig materialistische Forschungsweise, die ihnen ihre echten Erfolge gebracht hat, zu einer Denkweise zurecht zu machen, und dies nicht nur für sich — hätten sie geschwiegen, sie stünden noch immer in Ehren —, sie haben aber aus ihren wissenschaftlichen Ergebnissen Weltanschauungen hergestellt, und haben als gekennzeichnete Söhne dieses Zeitalters sich mit ihren Weltanschauungen auf den Markt begeben und zu den Massen gesprochen und nicht nur gesprochen: sie haben Afterpredigten gehalten und verschiedene Arten Religionsersatz angepriesen. Am Ende hat man von monistischen Sonntagsandachten gehört. —

Wo sind wir hingeraten? Was hat uns von der Höhe der ernsten Besinnung, die Kants Zeitalter als seine Pflicht gekannt hat, so in die Niederung der Kurzgedanken und naturalistischen Sittenlehren gebracht? Wäre die materialistische Denkweise des 19. Jahrhunderts doch ehrlich geblieben, hätte sie Stoff Stoff sein lassen, den Menschen als Stoff belassen — aber sie hat den ohnmächtigen Versuch gemacht, das arme, in Entwicklungen eingekettete Säugetier zu einem anständigen, liberal-aufgeklärten Weltbürger machen zu wollen, hat ihm eine Sittenlehre aus nichts hergestellt und als mustergiltig angepriesen. Nun seht seine Überheblichkeit über Köhlerglauben, überlieferte Sitte, über den Bauern und den Königstreuen — er ist ja der aufgeklärte Städter, der weiß, daß alle Menschen gleich seien, daß vom Urtier zum Menschen eine Entwicklung führe und im Grund alles Geschehen Bewegung am Stoff sei.

Hier greift nun die zeitechte Geisteswissenschaft und Philosophie des 19. Jahrhunderts ein und führt die Betrachtung weiter. In der Naturwissenschaft war

es der Naturalismus, der heldische Gesinnung unmöglich gemacht hat; hier in der Geisteswissenschaft war es, was man den Historizismus genannt hat. Hat es am Ende des 19. Jahrhunderts unter den „berühmten" Denkern einen gegeben, der mutig vor die Anfänge getreten wäre? Die mustergiltig genannten Philosophen waren Hochschullehrer und waren untergesunken in der Geschichte der Philosophie. Man hat schließlich so und so viele „Typen der Weltanschauung" unterschieden, hat die Geschichte eines Problems bis ins Einzelne gewußt, doch die Frage selbst war den Händen entglitten. Ist es für die maßgebenden Professoren des Zeitalters nicht ein unerhörtes Beginnen gewesen, wenn ein Denker das vorhandene Gedachte beiseite geschoben und sich kühn in die Anfänge gestellt hat? Ist aber die gedankliche Grundlegung etwa einer heldischen Weltanschauung möglich ohne diese Kühnheit? Der Held steht immer in den Anfängen der Welt. Das Zeitalter aber hatte sich dem Historizismus ergeben und hat damit geendet, an der Erkenntnis der einen, giltigen Wahrheit überhaupt zu zweifeln: es gebe nur eine bezügliche Wahrheit, jede Zeit glaube die Wahrheit zu besitzen und besitze doch nur *ihre* Wahrheit. Nun gab es auf den vielen Lehrstühlen keine erhebendere Aufgabe, als in „feinster Einfühlung" die „Analyse des Menschen" der oder jener Zeit zu geben, die oder jene Weltanschauung „in geschmacklich sicherster Einstellung" nach Zeitumständen und lebensgeschichtlichen Angaben zu entwerfen. Wo aber blieb der leidenschaftliche Wille, die tiefe wissenschaftliche Verantwortung, die ruhlose, schöpferische Arbeit des Denkens, der Drang, von sich aus vorzuschreiten und zu ringen so lang, bis alles Eigengedachte im Auge der Wahrheit stehe, im Auge der einen, geltenden Wahrheit, die zeitlos ist?

Daß uns die Kraft und Leidenschaft des Denkens wieder errungen wäre, die uns das 19. Jahrhundert zersetzt hat — es wäre alles gewonnen! Die naturalistische Anschauung wäre unschädlich, ein Zeitvertreib der Zurückgebliebenen, der Historizismus, die Geschichtelung des Geisteslebens, als ohnmächtig erkannt, eine heldische Weltanschauung möglich geworden! Daß sie einem neuen Geschlecht erstünde, aufhaltend die Zerrüttung aller Dinge! An seine Stelle verwiesen als ein ordnender Gedanke wäre die Entwicklungslehre, gliedernd den großen Zusammenhang des einen, mächtigen Weltentages, dem Forscher dienend, kein Werkzeug der Kurzblickenden mehr und keine Grundlage mehr für eine sogenannte wissenschaftliche Weltanschauung. Das Denken wäre befreit von Wust und Last der „Problemgeschichte", die Besinnung stünde wieder in der Frische der Kühnheit, die lebendigste Lehre wär uns errungen.

„Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste."
(Hölderlin.)

Siegfried tritt stets in den Morgen einer Welt. Das gegenwärtige Zeitalter aber mit seiner beklemmenden Bewußtheit steht an allen Enden der Entwicklung. Die große Wissensmasse der Zeit, die der neuzeitliche Mensch nicht mehr zu eigener Fruchtbarkeit umschaffen kann, hat nichts als Wissensdünkel und Abgelebtheit hervorgebracht. Siegfried, der fast unbewußt sein Heldentum lebt, ist das Gegenbild unserer Zeit. Bewußtheit hat jede Frucht wurmstichig gemacht. Ich kenne einen großstädtischen Literaten, der gleich nach dem Niederschreiben eines Gedichtes wußte, daß damit eine „neue Periode" bei ihm begonnen habe. Er hatte sein bißchen Leben nach Art der Lebensbeschreibungen und Literaturgeschichten in Pe-

rioden eingeteilt, denn er wußte doch, daß man das Leben bedeutender Menschen so einteile. So ist es wirklich und vor allem im verbildeten Deutschland dahin gekommen, daß sich fade Schürzenjäger mit Goethe vergleichen, daß alltägliche Ehebrecher sich auf Wagner berufen, daß halbreife Philosophiestudierende, weil sie davon gelesen haben, beredt auseinandersetzen, wie sie das principium individuationis „tiefstschmerzlich“ an sich erleben, daß Menschen, die fleißig Noten setzen, einem versichern, es stehe mit ihnen wie mit dem jungen Beethoven. — Man lebt nicht mehr von sich aus, man fühlt nicht mehr nach eigenem Gefühl, man steht nie an einem Anfang eigener Gestaltung, immer in der Bespiegelung geschehenen Lebens. Man weiß davon, welche Not der oder jene Große erlebt hat und belegt die flachen Ereignisse der eigenen Betriebsamkeit mit Worten, die aus einem großen Dasein stammen. Man verwechselt überhaupt immerfort die Zustände seiner überreizten Nerven mit „weltanschaulichen Zwiespälten“ — auch Nietzsche ist davon nicht freizusprechen — man ordnet sich selbst, wenn man davon gelesen hat, unter die apollinischen oder dionysischen Menschen, redet von seinen Leidenschaften, wo doch nur verderbte Begierden sind, macht viel Aufhebens davon, daß man sich zwischen Gott und Tier herumschlage, wenn man die Kraft zur Selbstgestaltung nicht findet. Kurz: das Zeitalter hat all seine Ärmlichkeiten mit Worten benannt, die seine sogenannte Bildung allmählich aus der Betrachtung großer Geschicke gehäuft hat, und wo die Blöße der Zeit sich erst mit einem Fremdwort decken kann, da ist die Befriedigung des Zeitgeists am sattesten. So teilt man die ärmlichen Erscheinungen des Tages ein, und spricht von extensiven Künstlern im Gegensatz zu den inten-

siven, spricht von rationalistischen und panlogistischen Weltbildern, von dem und jenem Geistestypus und verrät so fortwährend, daß unsere Zeit kein eigenes Weltbild kennt und keines eigengezeugten Geistes gewiß ist. Man kennt nur noch die vielerlei „Einstellungen", die möglich gewesen seien und angeblich allein möglich sein werden. Man schweift durch Jahrhunderte, um den Sinn unserer gegenwärtigen Kultur zu finden. Die breite Flut dieser Bewußtheit der Zeit hat alles überschwemmt. Vor lauter Einstellung will es nirgends zu eigener Stellung kommen. Wir werden es später im Treiben des Alltags wieder sehen was wir hier in der Wissenschaft der Zeit beobachtet haben: alles ist ein Stellungnehmen zu vorhandenen Dingen. Der Geist des Angriffs fehlt. Man steht an allen Enden und weiß nichts mehr von dem Mut des Helden, der in den Anfängen steht.

Der Held und die Geschichte.

Der Held steht in den Anfängen. Heißt das, ihm müsse der Sinn für die Geschichte fehlen? So ist die Meinung nicht. Die Geschichte selbst soll uns vom Wesen des Helden zeugen: Den Helden als Neuerer, als Umstürzler, der nur alles über den Haufen werfen will — den hat es nie gegeben. Und gar die Frechen und Schreier, die der Zeitgeist als seine „Helden" umtobt und in seinen Zeitungen anpreist, die sind Zerrbilder des Heldischen, bei denen die Masse verweilt. Sie haben in unserer Zeit überhand genommen und es wird kein Heil und kein Anfang sein, ehe nicht eine künftige Zeit sie rücksichtslos in sich selbst überwunden hat. Wo es einen Umsturz gibt, da sieht man Freche geschäftig. Darum erübrigt es sich, den heutigen Deutschen Beispiele zu nennen. Die Frechheit eines entwurzelten Zeitalters ergießt sich breit und mächtig. Der Umsturz gilt in der Kunst wie im Staat.

Es war das Wort eines Menschen, der heldisch gelitten hat — es ging ihm um jede einzelne Seele —: Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen. — So ist zu allen Zeiten der Held durch die Geschichte geschritten. Einer der Großen unseres Volks, Beethoven, sei uns dessen ein Zeugnis. Was hätten an seiner Stelle die Frechen, die das 19. Jahrhundert gezüchtet hat, mit der Sonatenform begonnen, die Beethoven vorfand? — Sie hätten ein verächtliches Schlagwort für die überlieferte Form gesucht, ein schellenlautes Fremdwort für ihre „von veralteten Schranken befreite Musik" und hätten

damit wohl eben das erreicht, was heute wirklich erreicht ist: die Zersetzung des Schöpferischen in der Tonkunst, die Zersetzung der Melodie, den bekannten aufregenden Lärm für die städtischen Menschen dieses Zeitalters. Man mißverstehe nicht, es liegt nicht an der Sonatenform oder irgendeiner anderen Form. Es liegt daran, daß ein ganzes Zeitalter, das unsere, nur verstanden hat, überkommene Formen aufzulösen und nie die Kraft gefunden hat, sich selbst eine feste Gestaltung, eine neue Form, zu schaffen. Anders der Held: er ist nie ein Auflöser gewesen, immer ein Erfüller. So Beethoven: er hat die überkommene Form nicht aufgelöst, er hat sie erfüllt — und wie erfüllt! Die Sonate war eine Form der Tonkunst gewesen, in der die Meister eines schöpferischen Jahrhunderts ihre Tonwelt verschenkt hatten; sie ist bei Beethoven eine Schöpfung aus Weltanschauung und Leidenschaft geworden, in der ein Held von seinem Schicksal zeugt. Wir müssen seiner in diesem Buch immer wieder gedenken, denn er ist einer der Großen gewesen, die ein Werk schufen, dessen Gewalt wir Gegenwärtigen noch kaum ermessen können. Er hat die heldische Forderung als seine Pflicht erfaßt, dem Schicksal in den Rachen gegriffen und, ein Unerbittlicher, gegen das Unerbittliche gerungen.

Wie schmerzlich der Blick von ihm hinab auf die Kunst unserer Zeit! Beethoven hat eine Eroika geschrieben, ein Werk vom heldischen Leben. Es könnte scheinen, der Wille unserer Zeit sei heldisch wie der seine: ein „Heldenleben" steht auch in der Musikgeschichte unserer Zeit. Wo aber Auflösung herrscht statt gebietender Gestaltung, wo ein weibisch-grenzverwischendes Zeitalter eine sogenannte Befreiung von aller Form erreicht hat, d. h. den männlichen Willen zur Gestalt verloren hat, da ist die Überschrift

„Heldenleben" leerer Schall geworden. Wir erleben an dem Dutzend Schlagwörter neuzeitlicher Dichtung, Tonkunst und bildender Kunst immer das gleiche: eine völlige Auflösung und damit täglich sich ablösende Erscheinungen, deren letzte etwa den Zustand der Gehirnerweichung bieten. Was ist gewonnen, wenn eine Art der Zersetzung ihren Lärm erhebt gegen die andere? Dahin aber mußte das Zeitalter kommen: es hat nur verstanden, aufzulösen, nie, zu erfüllen.

Beethoven ist ein Beispiel des Helden als Erfüllers eines angetretenen Erbes. So hat es Goethe gesehen:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
erwirb es, um es zu besitzen!"

Und Goethe, der heldisch-besonnene, mit seinem Widerwillen gegen allen Umsturz, der die Errungenschaften des beginnenden 19. Jahrhunderts alle so mißtrauisch betrachtet, die Volksvertretungen, die Freiheit der Presse, die wachsenden Großstädte — er sei uns ein anderes Beispiel, wie heldischer Geist der Geschichte und dem Überlieferten gegenübersteht. Luther mit seiner zäh und harten Bedachtheit; Leibniz, der noch unübersehene, mit seinem versöhnlichen Geist; und so Bismarck, der Erfüller der preußischen Sendung, so Dürer, der Erfüller des gotischen Kunstgeistes, so der als „Revolutionär" so arg mißdeutete Grünewald, der erdenschwere und geistentbrannte Erfüller der Malerei des Mittelalters; so Kant, der Erfüller eines Zeitalters der Vernunft, so alle wirklich schöpferischen Menschen, alle Helden: sie erfüllen das Erbe der Zeiten, wachsen erst hinein und schließlich mächtig darüber hinaus und schenken den künftigen Zeiten den neuen Gehalt.

Aus heldischer Verantwortung kommt die wurzelstarke Verwachsenheit mit dem Erbe der Vä-

ter, und der nordische Mensch, der Germane, hat sie immer von Grund aus erfahren. Wie ein Luther, der Held, der uns alle zu uns selbst befreit hat, wie der in seiner schweren, lastenden Wucht Schritt um Schritt vorwärts ringt und dann anhält und sich frägt: bin ich denn allein klug? — da redet in ihm die heldische Verantwortung, dieser schwere Kampf im Gewissen, der dem Helden die Hälfte seines Lebens qualvoll macht. Das sind die Augenblicke jenes verschwiegenen Aufschreis: mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Die Augenblicke sind es, in denen der Mann seine Bestätigung allein in eigener Brust finden muß, und diese Augenblicke zeichnen ihn fürs Leben. Darum diese Schwermut, die oft nicht mehr weichen will, die ein Luther bis ans Erliegen erfahren hat.

Von heldischer Schwermut wäre noch manches zu sagen. Allein die Schwermut ist des Helden Eigentum und er verschweigt sie gern.

Verantwortung erst schafft den Mann. Wo sie nicht ist, gedeihen Frechheit und Geschrei. Die Gegenwart hat ihr Erbteil an Verantwortung preisgegeben. In Deutschland spottet man über jenen englischen Edelmann, der, obzwar selbst nicht mehr kirchengläubig, doch in die Kirche geht, um seinen Leuten ein gutes Beispiel zu geben. Der Durchschnittsdeutsche sieht hier zuerst das Widrige: ist er kirchlich, so scheint ihm ein Kirchenbesuch, nur damit ein gutes Beispiel gegeben sei, unwürdig und unrecht; ist er unkirchlich, so meint er, ein „freier Mann" müsse sich zu seiner Überzeugung bekennen. Beide haben auch ein wenig recht. Was aber in Deutschland Lärm schlägt, ist nicht die Meinung des Kirchlichen, sondern die „freie Überzeugung" gewisser Unkirchlicher. Es gibt bei uns so viele glaubenslose Menschen, die

aus ihrer sogenannten Freiheit das Recht ableiten, sich überall ungebeten mit ihrem „Fortschritt" zu brüsten und andere zu höhnen. Wo in solchen Fällen den Franzosen oft ein gewisses Formgefühl vor ungeschliffenem Auftreten bewahrt, wo in solchen Fällen der Engländer — mag es auch oft aus Nützlichkeitserwägungen geschehen — Abstand wahrt und sich nicht einmischt, da hat jener „freigewordene" Deutsche alles Gefühl für Würde verloren, er muß „seine Meinung sagen", dazu habe bekanntlich in unserer fortgeschrittenen Zeit jeder sein verfassungsmäßiges Recht. Es ist widerlich: Freiheit vom Köhlerglauben bedeutet diesen Freien noch lange nicht Überwindung eines ungeschliffenen Rüpelgebarens. Es ist keine große Leistung, das von sich abzutun, was andere Mitbürger aus Herkommen und geistiger Zufriedenheit weiterpflegen; die Vornehmheit fängt erst da an, wo Freiheit so viel ist wie geistige Überlegenheit und sittliche Verantwortung. Jener Edelmann weiß, was es seinen Leuten bedeuten müßte, wenn er nicht mehr zur Kirche ginge: ihr Glaube wäre ihnen fragwürdig gemacht als eine Angelegenheit, mit der sich der Gebildete nicht mehr befasse, und irgendwie ist das Beispiel des Gebildeten doch bestimmend. Der Verantwortungsbewußte weiß es, daß er in vielem zum Beispiel wird und handelt nach diesem Wissen. Soll er als ein Herr vieler Unterstellter, als Edelmann, seinen Leuten Glauben und Herkommen nehmen, an deren Stelle sie feste Güter des Geistes nicht mehr zu setzen haben? Überlegenen Geistes zu sein, heißt verantwortenden Mutes sein! Verantwortung ist ein Großteil der heldischen Liebe.

Aus Gewissen und Verantwortung bedingt sich des Helden Hinwendung zum geschichtlichen Leben. Er weiß sich im Urteil seiner Väter und Ebenbürti-

gen. „Der Vorwelt silberne Gestalten“ blicken auf ihn in nächtlichen Stunden erschlossener Ahnung. Den Vätern will ers gleichtun, an Frische der Kühnheit, an heldischer Freude, ein Mehrer des Reichs zu sein und des Erbes an Macht. Ob sie der Vorwelt, ob der Mitwelt angehören, ihm gelten die Ebenbürtigen und der tüchtige Wettstreit mit ihnen. So ist dem Helden der Gedanke an seines Volkes Geschichte der Zuchtmeister zur Verantwortung und der Waffenmeister zur Streitbarkeit.

Und wie er immer am Ebenbürtigen sich mißt und ihn sucht in Vorzeit und Gegenwart, findet er, daß seine nordischen Väter dem Heldentum treu geblieben sind, die Gleichen in allen Wendungen des Geschicks. Das ist ein heldischer Wert: sich selber treu und stets der Gleiche zu bleiben. Aus diesem Blick und Willen gewinnt All und Mensch einen ewigen Tag des Geschehens; der Gedanke an Entwicklung kann vor der heldischen Erkenntnis nicht mehr bestehen. Der heldischen Erkenntnis ist alles ein ewiger Anfang, ein erster Weltentag. Geschichte ist Gegenwart für das reingebliebene Blut, und in der mächtigen Dauer des Geschehens lebt der Held seiner Zuversicht. — Aus Verantwortung und Zuversicht strömt ihm die heldische Liebe.

Die heldische Liebe.

Sie ist oft das Einfache und Stille, oft das Überschwängliche an ihm. Oft ist sie kaum zu spüren und dem Ahnungsleeren nicht mitzuteilen. Sie ist in die Welt geströmt aus den Augen des schlichten Mannes, der unser Kaiser Wilhelm I. war. Sie strömt in die Welt aus der mächtigen Tat der Neunten Symphonie: Seid umschlungen, Millionen! — Der fürstliche Mann mit „Eigenschaften mehr des Herzens als des Verstandes", schlicht und „königlich vornehm" (Bismarck) auf der einen Seite; der Mächtige, der allen Urstreit durchgerungen hatte, auf der anderen Seite: sie seien weisende Gestalten, an denen uns heldische Liebe in ihrer Fülle bewußt werde. Aus dem Reichtum eines schlichten Herzens wie aus dem Reichtum eines nie gestillten, herrischen Gemüts mag Fülle der Liebe kommen. Nicht aber nachgiebiger Stimmung sei dieser Name gegeben. Schöpferische Liebe ist selten genug. Sie war und wird sein der Reichtum aus der Kraft eines jeglichen Starken.

Wie wendet Luther sich liebend und herzlich zu den Schwachen, zu denen die ob seinem Faustschlag entsetzt stehen und seiner Erkenntnis noch nicht gewachsen sind — der gleiche Mann, dem die Gewalten seiner Zeit zu leerem Schall geworden sind. Vielleicht ist nur die Liebe des Gewaltigen eine Tat. Was man Menschenliebe nennt, ist oft nicht mehr wert als das Gefühl: Laßt uns zusammenhalten, dann kommt der Einzelne besser vorwärts. Die Liebe aber, die ein Einsamer in sich über all seinem Einblick ins jämmer-

liche Treiben allmächtig fühlt — solche Liebe allein ist des Wortes Liebe wert. Heldische Liebe ist wirkende Liebe aus Einsamkeit und mächtigem Verlangen.

Wenn von Liebe die Rede ist, so bringt das Zeitalter gern sein Schlagwort und Fremdwort: Humanität. Damit meint es zunächst seine „vorurteilslose Denkweise", sein mißdeutetes „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet" — Humanität ist so die allgemeine Entschuldigung für jede Unentschlossenheit, für jeden zweifelhaften Verkehr und für alle sittliche Halbheit geworden. Aber noch mehr bedeutet dem Zeitalter seine Humanität, nämlich die Reihe gesetzlicher Verfahren, die Not der wirtschaftlich Schwachen zu mindern. So beruhigt sich das Gewissen der Zeit. Auf Mark und Pfennig lasse sich ja die Sorge um die öffentliche Wohlfahrt berechnen. Und damit hat das Zeitalter recht, entsetzlich recht: statt wirkender Liebe haben sich berechenbare Verfahren eingestellt, und man ist stolz darauf: das Mittelalter liegt weit dahinten, der soziale Gedanke „marschiert".

Und doch war je und je mehr echte Liebe in der Welt als in unserer Zeit und zwar herzlich geschenkte, nicht gesetzlich angeordnete Liebe. Man mißverstehe nicht: nicht die soziale Gesetzgebung sei hier beargwöhnt; sie versucht, den kleinen Mann, der ein Deutscher ist, zu schützen gegen den Geldmann, der ein Internationaler ist. Man verstehe so: gerade hier sei hingewiesen auf die verruchte Herzlosigkeit des internationalen, zwischenvölkischen, unvölkischen Kapitals. Durch die französische Revolution, die den Geldbürger losgelassen hat, und im „freien Spiel der Kräfte", das der Liberalismus gewollt hat, ist der herzlose Kapitalismus möglich geworden, und mit der Allmacht des großstädtischen Kapitals welt-

bürgerlicher Richtung ist die wirkende Liebe früherer Zeiten machtlos geworden.

Die wirkende Liebe früherer Zeiten im Gegensatz zur gesetzlichen Wohlfahrtspflege unserer Zeit — der englische Geschichtsforscher Froude hat in seiner Lebensbeschreibung des englischen Staatsmanns Disraeli ein Bild dieser Gegensätze entworfen und ist so dazu gekommen, die Gesittung des Mittelalters weit über die unsrige zu erheben. Er schildert englische Verhältnisse, aber mit geringer Änderung treffen die Dinge auch für uns Deutsche zu:

„Freiheit im neuzeitlichen Sinne, wo die Menschenrechte sich an Stelle der Menschenpflichten gesetzt haben, solch eine Freiheit suchten sie nicht und wünschten sie nicht. Wie in einem Heer hatte jeder Mensch seine eigene Stellung unter einem Stufenbau von Macht und Ansehen, und das Tagewerk war da am schwersten, wo Macht und Ansehen am höchsten waren. Der Graf lebte in seiner Burg vom Ertrag seiner Ländereien. Aber der Graf hatte die härtesten Schläge zu führen, wenn man ins Feld zog. In stürmischen Zeitläuften war er froh, wenn er dem Blutgerüst entging. Er lebte seines Besitzes mit dem äußeren Glanz, der zu seiner Stellung gehörte; aber in seinem Haus lebte er so einfach wie sein Pächter, auf hartem Bette schlafend, rauhe, einfache Kost essend, nichts wissend von Wohlleben und nichts davon begehrend. Die Lebensführung war Treue: Treue des ritterlichen Herrn zum König, Treue des Herrn zum Pächter und des Pächters zum Herrn. — In den Städten war das Handwerk in Gilden und Zünften verbunden; der Preis der Nahrung, die Höhe der Löhne vom häuslichen Dienstboten bis zum Feldarbeiter und Handwerker war gesetzlich festgelegt nach Grundsätzen gerechten Abwägens. Jedes

Gewerbe hatte einen Zunftrat, und über falsches Maß und schlechte Ware hielt man strenges Gericht. Der Müller konnte kein Mehl verfälschen, der Weizenpreis stieg und fiel je nach der Ernte; aber der Wucherer, der Korn zusammenkaufte, um es zu einem Teuerungspreis später zu verkaufen, sah sich bald in den Händen des Schergen. Für die Kinder der Armen war das Lehrverhältnis Erziehung und Schule, demgegenüber die vollendetste neuzeitliche Schulerziehung wie Kupfer ist gegen Gold. Knaben und Mädchen wurden alle zu einer nützlichen Handarbeit erzogen, durch die sie später sich redlich nähren konnten. Die Nöte und Lasten, die es damals gab, waren nicht auf einen Stand beschränkt, sondern zu gleichen Teilen von Großen und Geringen getragen. Ein Volk in seiner Gesundheit ist ein lebendiges Gebilde wie ein menschlicher Körper. Wenn der Finger zur Hand sagt: ich brauche dich nicht, ich geh meiner eigenen Wege, fasse an, was mir gefällt, lasse liegen, womit ich mich nicht befassen brauche; so wird der Eigner der Hand übel daran sein. Ein Gemeinwesen, das öffentliche Wohl, verlangt, daß jeder Stand die Arbeit leiste, die ihm zukommt. Wenn dieser oder jene, wenn Einzelmenschen in großer Zahl, nur noch für sich zu denken und zu handeln beginnen, ihre Rechte suchen und ihre Pflichten vergessen, so hat die Auflösung schon begonnen.

„Die Gottesfurcht hat England aufgebaut und nie hat sich ein Volk durch andere Ehrfurcht aufgebaut. Als die römisch-katholische Kirche zusammenstürzte, lebte die Gottesfurcht in protestantischer Gestaltung fort, bis auch der protestantische Glaube zu einer bloßen Meinung verblaßte und aufhörte, Lebensführung zu sein. Wir lasen unsre Bibeln noch und gingen zur Kirche, ereiferten uns für die Rein-

heit unseres Glaubens und gründeten Gesellschaften, ihn zu verbreiten. Aber der Glaube selbst gesellte sich zu der betriebsamen Gewißheit, daß Vergnügen vergnüglich sei und Wohlstand Macht sei, und da ja unsre Glaubensmeinung die Dinge der jenseitigen Welt so gut regeln würde, so konnten wir wohl in der diesseitigen Welt uns zu unserem Vorteil einrichten. Von der Restaurationszeit an begannen die Grundbesitzer sich mit Prunk zu umgeben und die Arbeitgeber diesen zu höchsten Preisen zu verkaufen. Selbstsucht wurde erst ein Brauch und entwickelte sich dann ganz dreist zu einer Lehre. Das Leben wurde ein Wettrennen, in dem der „Stärkste" ein Anrecht auf Gewinn hatte. Jedermann sollte frei gemacht werden und sollte aufs beste für sich selber sorgen. Die Einrichtungen bestanden weiter. Herzöge, Grafen und niedere Würdenträger trugen noch Adelskronen und besaßen Grund und Boden. Bischöfe waren noch die geistlichen Gebieter ihrer Sprengel und der Pfarrherr vertrat in seiner Pfarrei noch die Kirche. Die Handelsvereinigungen lebten weiter in äußerem Glanz. Aber alle verscherzten Gewalt und Einfluß beim Verlangen nach Wohlstand. Wettbewerb wurde die einzige Regel des Gewerbes und Handels; eine neue Weltanschauung wurde erfunden, um den Zeitenwechsel zu vergolden. Handwerksmeister und Arbeitsleute wurden zu dem Glauben gebracht, sie könnten so viel wie die Geldleute verdienen. Sie seien Leibeigene gewesen, jetzt seien sie frei; das Glück werde schon kommen. Aber es geschah, daß das Glück aus irgendwelchen Gründen ausblieb. Die Häuser der höheren Stände wurden Schlösser und ihre Eigentümer lebten für sich als abgeschlossene Kaste, aber der Ackersmann vom Dorf fand sein Los nicht leichter, weil er jetzt niemand mehr angehörte. Da die

Volkszahl wuchs, sank sein Lohn auf den tiefsten Stand, bei dem er seine Familie gerade noch ernähren konnte. Die Arbeiter in der Stadt waren nicht besser dran. Wenn die Löhne stiegen, stiegen mit ihnen die Kosten der Lebenshaltung. Der Lehrzwang fiel und damit waren die Kinder in den Schmutz der Straße gesetzt. Unzufriedenheit brach aus und auf häßliche Art. Man sagte den Leuten, sie hätten Frieden zu halten und sich durchzuschlagen, ihre Arbeit sei Ware, die sie verkaufen müßten und deren Wert bestimmt sei durch Angebot und Nachfrage; die Menschen könnten nun einmal die Naturgesetze nicht ändern, welche die Volkswirtschaftslehre endlich entdeckt habe. — Diese Volkswirtschaftslehre ist jetzt zu den äußersten Sternen verjagt worden, aber noch vor fünfzig Jahren war ein Zweifel an ihr Ketzerei, sie zu leugnen ein Verbrechen, das alle Zeitungen verdammten. Carlyle hatte gut von einer „verruchten Lehre" reden: das Rennen nach Wohlstand ging fort mit Schnellzugseile. Große Vermögen wurden gehäuft, da mehr und mehr der Weltmarkt sich öffnete. Die arbeitende Klasse hätte am Gewinn teilnehmen sollen und man lehrte ihr geflissentlich, sie hätte so viel gewonnen wie ihre Arbeitgeber. — Der Wohlstand des Volkes, sagten die Freihändler und Manchesterleute, hängt von seinem Handel ab."

So weit der Geschichtsforscher. — Man kennt ja diese Volkswirtschaftslehre, die Lehre des Liberalismus, die man dann auch uns Deutschen eingeführt hat. Man kennt diesen „freien Wettbewerb", dieses „freie Spiel der Kräfte", dieses „laissez faire, laissez aller", man kennt diese ganze platte Nützlichkeitsstaatslehre, die im Staat nur den Wächter übers Eigentum sehen wollte. Es war die zeitechte Lehre dieses 19. Jahrhunderts. Sie hat unentwegt und in

unbelehrbar blinder Begeisterung und mit schulmeisterlicher Rechthaberei ihr Freiheits- und Fortschrittsgeschrei bis zum Heiserwerden und Kreischen durch das ganze Zeitalter gellen lassen, hat von Tyrannenhaß geschäumt, von Menschenrechten getrieft und hat von Anfang an und alle Zeit nichts anderes bewirkt, als Gesinnung und Bestreben aufgelöst und dafür Forderungen aufgestellt. Es geschah alles nach Goethes seherischem Wort: „Vor der Revolution war alles Bestreben, nachher verwandelte sich alles in Forderung.“ Der Liberalismus ist von jeher zur Schöpfung zu schmächtig gewesen. —

Unter Liberalismus seien hier weniger die Staatslehren der wenigen besseren Köpfe gemeint, die liberal gedacht haben. Hier sei unter Liberalismus mehr das verstanden, was sich im 19. Jahrhundert bei den Spießbürgern der abendländischen Völker als eine Art Mittelstandsweltanschauung herausgebildet hat, als eine warme Überlieferung freiheitlicher Meinungen, die auch dem bescheidenen Gehirn immer erreichbar bleiben. Gerade ein bescheidenes Schwärmen für Männerstolz und der wohlwollende Glaube, daß alle Menschen zur Freiheit geboren seien, gehören zum echten Liberalen. Ein ernsterer Geist kann gar nicht liberal denken. Die Großen, die unter uns waren, sind noch nie warm und wohlwollend gewesen und haben eher so gedacht, wie Goethe einmal schreibt: „Je weiter man in der Welt herumkommt, desto mehr sieht man, daß der Mensch zur Leibeigenschaft geboren ist.“ Das echte Wissen um die Artung der Menschen hat den Wissenden immer eine tiefe Beschämung gebracht. Nur geistiger Mittelstand denkt liberal. Goethe konnte sich so etwas wie liberale Gedanken gar nicht vorstellen und vermutete gleich dahinter die unschöpferische Geistes-

art: „Wenn ich von liberalen Ideen höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gerne mit leeren Wortschällen hinhalten. Eine Idee darf nicht liberal sein; kräftig sei sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu sein, erfülle!"

Unter Liberalismus sei hier auch nicht eine einzelne politische Partei verstanden. Liberalismus sei hier eine Anschauung genannt, die ihre gedanklichen Grundlagen aus der französischen Revolution einerseits und der englischen Freihandelsschule andrerseits bezogen hat, eine Anschauung, die durch ihre Stimmungsgrundlagen die platteste, die unheldischste Staatsauffassung, die zeitechte des 19. Jahrhunderts gefördert hat. Mit dem Zusammenbruch der veralteten Staatsgewalten in der französischen Revolution ist eine Schule politischer Geister aufgekommen, die — um es mit Disraelis Worten auszudrücken — geglaubt hat, ein Volk zu erhöhen, indem sie es zu einer Masse erniedrigt hat. Liberale Weltanschauung — man muß von einer solchen reden — ist die Anschauung des abendländischen Bürgers, eine so recht auf die nächsten Zwecke menschlicher Zufriedenheit zugeschnittene Glückseligkeitslehre, die sich den Staat etwa wie einen ins Ausgedehnte verbreiterten Gesangverein oder Verschönerungsverein vorstellt, demnach die Staatskunst wie eine ausgedehntere, weitläufigere Vereinsleitung mit Vorständen, die aus allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlen hervorgehen, mit wohlverteilten Ämtern und Befugnissen, mit wiederkehrenden Sitzungen, Jahresberichten und Festzeiten. Aus dieser wohlanständigen und an sich harmlosen Vorstellung, die der Seele des deutschen Spießbürgers so wohltun mußte, stammt der für jeden Liberalen so bezeichnende Glückseligkeits-

glaube und die echte liberale Begeisterung. Der Liberale ist der warmbegeisterte Bürger, der das Gefühl hat, daß schon seine Nähe, wie viel mehr noch der Ausdruck seiner fortschrittlichen Gesinnung und sein unbegrenztes Wohlwollen für alle Stände und für alle Völker, beglückend wirken müsse. Das liberale Denken dieses abendländischen Bürgers möchte die fernsten Volksstämme mit Presse, Aufklärung, öffentlicher Meinung, Freihandel und Volksvertretungen beglücken. In diesem zeitechten Denken des 19. Jahrhunderts — das innerhalb aller Parteien möglich ist und noch von keiner Partei rücksichtslos überwunden ist — im liberalen Denken ist eine Zukunftsbefriedigtheit möglich, die beleidigend wirkt auf jeden tiefer besonnenen Mann; im liberalen Denken ist ein Fortschrittsglaube möglich, der eine Beschimpfung jeder geschichtlichen Größe ist.

Der Liberalismus ist die unheldischste Gesinnung. Darum muß er hier so genau betrachtet werden. Heldische Anschauung ist es, das Leben als eine Aufgabe zu nehmen, die jeder Mann selbständig von sich aus lösen soll. So etwas wie einen Fortschrittsglauben gibt es für das heldische Denken nicht. Es genügt, einmal in die Züge der Mumie des großen Ramses geblickt zu haben, den Herrscherwillen in dieser Stirn und Nase und die staatsmännische Klugheit aus dieser ganzen Schädelbildung herausgeahnt zu haben, um den blöden Gedanken an einen Fortschritt der Menschheit für immer aufzugeben. Es genügt, den Schädelbau unserer nordischen Vorfahren, es genügt, die Sprachen unserer nordischen Väter betrachtet zu haben, den Bau der germanischen Sprachen, um zu erfahren, daß es schöpferische Zeiten des Menschengeistes gegeben hat, denen gegenüber man heute von Rückschritt, nur von Rückschritt reden kann.

Der Glaube an einen Fortschritt der Menschheit und gar an einen Fortschritt durch Mehrheitsbeschlüsse ist eine Schmähung der Vergangenheit, die nur durch die Schwammgeistigkeit unserer Zeit entschuldigt werden könnte. Der Fortschrittsglaube ist fernerhin der Verzicht auf eine Selbstgestaltung zu etwas Ganzem, das Zugeständnis des Mangels an der Kraft, die in die Anfänge tritt. Zu allen Zeiten ist es nur darauf angekommen, daß Menschen und Völker eine tüchtige Gesinnung haben, und Gesinnung ist immer ein Anfang — ein Anfang, den jeder Mensch von sich aus wollen muß. Nie ist Gesinnung eine Angelegenheit des Menschheitsfortschritts gewesen.

Ein heldisches Volk will seinen Staat als eine mächtige Gegenwart und spürt die Lust an der Macht, es will seinen Staat als starken Ausdruck seines Schicksals. Aus dem Staat, der früher Schicksalsmacht war, hat der Liberalismus ein Verfahren gemacht. Das Hoffnungslose jeder liberalen Anschauung ist, daß sie das Heil des Staates und sogar der „Menschheit" in lauter Verfahren sieht, die dem Nutzen und Erwerb des Bürgers dienen sollen. Darum ist es so recht bezeichnend für den Liberalismus, daß er auch den Völkern aus ganz verschiedener Art und Geschichte, auch den Völkern hoch überlegener Gesittung, das ohnmächtige Verfahren seines allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts, seiner zwei Kammern, seines „modernen öffentlichen Lebens", als mustergiltig preist und warm empfiehlt und um so wärmer da von Menschenrechten faselt, wo zugleich für ihn ein Gelderwerb gedeiht. Bis zur französischen Revolution war der Staat eine Schicksalsmacht, von Schicksalsmännern zu meistern; seit der französischen Revolution ist der Staat eine Ein-

richtung zu Nutzen und Gelderwerb geworden, abhängig gemacht von den wechselnden Mehrheiten, und Staatsaufgabe ist es, für möglichst viel Fortschritt und Nutzen zu sorgen, damit die Glückseligkeit der „Menschheit“ gefördert werde. Im Zusammenhang damit ist eine neue Begeisterung möglich geworden, die zeitechte Begeisterung des 19. Jahrhunderts, nämlich die, einer gesicherten Mehrheit anzugehören.

Die Staatspflicht, Gesinnung zu wecken, hat der Liberalismus nie ergriffen. Sein „freies Spiel der Kräfte“ hat ihm nie den Aufruf zu schöpferischer Gesinnung und Tat bedeutet, nicht das Vertrauen zur Gestaltungskraft heldischer Männer — wie ahnungslos in Widerstand und Nachfolge stand der Liberalismus Bismarck gegenüber — sein freies Spiel der Kräfte ist nie mehr gewesen als die Gelegenheit zum Geldverdienen. Der Liberalismus ist die Anschauung des Krämers und Zwischenhändlers, der bei Sonne und bei Gewittersturm immer nur sein Geschäft bedenkt. Es ist echte liberale Anschauung, die auf deutsche Münzen den Spruch prägen ließ: „Sich regen bringt Segen.“ Aus diesem Spruch, der nach Klang und Schrittmaß so niederziehend wanzenartig gebildet ist, spricht wieder das liberale Behagen:

> „Da freut ich mich am Rollekutschen,
> am lärmigen Hin- und Widerrutschen,
> am ewigen Hin- und Widerlaufen
> zerstreuter Ameis-Wimmelhaufen!“
>
> (Goethe, Faust.)

Es gibt Bücher, die diesen Ameis-Wimmelhaufen als Höchstes preisen; sie reden dann vom „Evangelium der Arbeit“. Doch liegt in heldischer Faulheit mehr Erhebung als in der so verstandenen „Arbeit“. „Sich regen bringt Segen“ ist der unheldische

Spruch einer liberal-verwesten Zeit. Faust sagt: Die Tat ist alles! Das klingt und schreitet anders und ist heldischer Geist.

Dem Liberalismus ist es eigen, daß er für seine Flachheiten die Schlagwörter wählt, die im Ohr des Bürgers angenehm klingen und so recht des Bürgers Kleinstolz ausmachen: Volksvertretung, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, Fortschritt, vorurteilslos, freisinnig, Männerstolz vor Königsthronen, Volksaufklärung — das sind solche Wörter. Der Wissende hat sie durchschaut als Zweckwörter zum Gelderwerb, als Schutzwörter für das Großkapital. Gerade das ist das Verruchte am Liberalismus, daß er die dem Bürger wertvollen Worte mißbraucht hat für sein freies Spiel der Geldkräfte. Das liberale Wort unserer Tage: Freie Bahn dem Tüchtigen — was bedeutet es in diesem Zeitalter mehr als: Schrankenlosen Vorteil dem Gewitzten? So hat der Liberalismus an der Verseuchung des Zeitalters sein vollgemessen Schuldteil und gehört zu den Erscheinungen, die eine künftige Zeit rücksichtslos überwinden muß.

Der Liberalismus wäre nicht zu dem Unheil angewachsen, wenn es sich bei ihm um Freiheitsschwärmer und Volkswirtschaftsverblendete gehandelt hätte. Aber die waren ja nur die Schwätzer „fürs Volk". Hinter diesen Mauern mit Freiheitsaufrufen und Anpreisungen voll bürgerlicher Redensarten und flachster Schulsätze, hinter diesen Mauern wimmelte der Krämerameishaufen im Stillen, da gediehen die Gewitzten unserer Gründerzeit, die wußten, wie mans macht und wo das bürgerliche Gesetzbuch noch undicht sei, da gedieh und gedeiht das ewig betriebsame Völklein der Zwischenhändler und Feilscher, deren Sittlichkeit Gelderwerb ist, deren Gottesfurcht

Börsenangst ist, deren Offenbarung die sogenannten demokratischen Zeitungen sind, deren Kunst ein Geschäft, deren Wissenschaft ein Geschäft, deren ganzer Lebenssinn Geschäft und Geschäft und An- und Verkauf ist, deren Geselligkeit ein Geschäft, deren Feiertage ein Ärgernis sind. Das freie Spiel der Kräfte muß ihnen immer wieder die Konjunkturen aufstören, in denen sie im Trüben fischen, und ihre Freiheitsredner müssen ihnen immer wieder die Gimpel fangen im Namen des Liberalismus und der Menschenliebe.

Es ist hier nicht der Ort, einen Kampf der Gesinnungen fortzukämpfen, den Bismarck von rechts- und Lasalle von linksher aufgenommen hatten. Hier sei nur soviel festgestellt, daß zu einer kommenden Gesittung die rücksichtslose Überwindung der liberalen und sogenannten demokratischen Scheinlehren gehört, die schon ein Goethe als unschöpferisch verworfen hat.

Wäre der Sozialismus Lasalle gefolgt, der so heftig gegen den Liberalismus und dessen „Nachtwächterstaat" gestritten hat, wäre der Sozialismus nicht in vielem nur ein gesteigerter Liberalismus gewesen, unser innerstaatliches Leben wäre einheitlicher und gesünder und die Sozialdemokratie stünde nicht vor ihrem Verkommen. Durchschaut war der Liberalismus von Sozialisten und Konservativen, von beiden durchschaut als die seichteste, verantwortungsloseste, zeugungsschwächste Staatslehre aller Zeiten. Aber Konservativen und Sozialisten mangelt Entscheidendes: Die Konservativen waren tüchtig-gesinnt, aber unfähig, das Erbe an erhaltenden Kräften zu eigener Schöpferkraft umzugestalten. Ihr Gedanke war nicht bildsam genug, in Deutschland den konservativen Arbeiter zu schaffen, den es

in England gibt. Bismarck hatte Lassalle angehört und sozialistischen Geist aus seiner Verantwortung zu seinem Geist umgeschmiedet. Die Konservativen haben ihn darin bekämpft und eher mit den Liberalen verhandelt. So haben sie unrichtig gekämpft und den schlimmsten Feind staatlicher Gesittung verkannt. Sie haben abgelehnt, wo sie zu eigenem Reichtum hätten ergreifen sollen, was die Zeit Schöpferisches bot: die Überwindung des Liberalismus. In dieser Überwindung hätten sie ringen müssen um den Geist unserer Handarbeiter. Sie sind aber Standespartei geblieben und nicht die Gesinnungspartei der Klarbesonnenen geworden, die uns zu staatlicher Gesundung gefehlt hat und fehlt.

Die Sozialisten desgleichen: Sie sind von Lasalle zu Marx hin entartet und sind eher zur Nachfrucht liberalen Wachstums geworden, als daß sie eigenstämmig gelebt hätten. Sie haben sich als Sozialdemokraten blindlings den Demokraten angereiht und haben dabei verkannt, daß der Geldmann, der die sogenannten demokratischen Zeitungen gründet, nur an sein Geld denkt, nie ans Gemeinwesen, oder daß er unter Gemeinwesen nur ein Freihandelsgebiet für sich und seinesgleichen versteht. Sie haben verkannt, daß der Konservative geradeso gegen den Geldmann zu kämpfen hat wie der Sozialist und daß darum der Konservative unter Gemeinwesen oft dasselbe verstehen muß wie der Sozialist. So hat der Sozialismus bei aller redlichen Sorge um den kleinen Mann unrichtig und blindlings gekämpft und hat — das war die Sünde wider sich selbst — oft das Geld zu seinem Kampf gegen den Konservativen vom Geldmann genommen, dem am „kleinen Mann“ am wenigsten liegt, viel aber am Aufstören des Trüben, in dem er fischen kann.

So hat der Sozialismus die Arbeiterschaft nicht zur Befreiung von der Herrschaft der nach wie vor Geschäfte machenden Großbanken geführt und damit dem Arbeiter keine echte Freiheit gebracht. Er hat Verstaatlichung vieler Dinge gefordert, nur nicht die des Geldwesens. Er hat sich so immer wieder zum Handlanger des Liberalismus hergegeben und gemeinsam mit ihm das erreicht, was der englische Konservative Disraeli im Jahre 1853 vom englischen Liberalismus befürchtet hat: „Wenn die Liberalen in ihrem zweifelhaften Fortschritt fortfahren, dann mögen sie vielleicht das erstrebte Ziel erreichen, aber ich glaube, sie werden von dem Ergebnis tief enttäuscht sein, wenn sie sehen, daß sie aus einem Königreich ersten Ranges eine Republik zweiten Ranges gemacht haben."

So ist der sozialistische Gedanke durch seine Verbindung mit liberalen Gedanken so entartet, daß seine eigenen Bekenner die Mitverantwortung an unserer Republik zweiten Ranges gerne los wären. Sie schlafen nicht mehr so ruhig wie vorher, und die republikanischen Deutschen werden jetzt die Wahrheit dieses anderen Disraelischen Wortes inne werden: „Die Monarchie der Konservativen ist demokratischer als die Republik der Liberalen." — Es mußte sich rächen, daß der Sozialismus weniger ein selbständiger Gedanke als eine Ausartung liberaler Gedanken war. Die Sozialdemokratie ist so eine Massenscharung geblieben, die in der „sozialistischen Republik" ihre langjährigen Mitglieder mit Ämtern versorgt und so im Spießbürgertum endet. Sie hat es versäumt, eine Gesinnungspartei der Arbeitnehmer zu werden. Anstatt sich zu schöpferischer Arbeit zu wenden, hat sich der Sozialismus mit der Gehässigkeit gegen die Andersdenkenden begnügt.

Das 19. Jahrhundert hätte in Deutschland ein zielvolles Parteileben, ein fruchtbares Parteistreben schaffen können, wenn der gemeinsame Kampf gegen das zuchtlos-freie Spiel der Geldkräfte und dessen Lehre, Liberalismus genannt, wenn dieser Kampf gegen den Liberalismus von rechts- und linksher als erste Pflicht zur rechten Zeit erkannt worden wäre. Die Überwindung des Liberalismus in jeder einzelnen Partei und im deutschen Volk hätte von links- und rechtsher notgetan. So hätten wir heute schon das neue Parteileben, das uns nottut aller Enden. Das alte Parteileben ist sinnlos. Schafft uns das unsere!

Wir sind weit hinweggeführt worden zu den Fragen des Staatslebens. — Daraus sollte erhellen, daß heldische Weltanschauung ihren unversöhnlichen Widerstand beim Liberalismus finden muß, daß der Liberalismus die unheldischste Denkweise der Geschichte ist und daß er das Zeitalter weit und breit beherrscht. Ferner sollte das erhellen: In keiner Zeit wurden mehr Schlagwörter großen Klanges verbraucht als heute. Bei allem Geschrei aber von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit hat das Zeitalter die wirkende Treugesinnung früherer Zeiten verloren. Es hat Einrichtung auf Einrichtung mit großen Worten verlangt und hat nur bewirkt, die Selbstsucht immer entfesselter zu machen. Fürwahr der Forscher hat recht: nachdem sie einmal im Zeitalter der Revolution entfesselt worden war, ist die Selbstsucht im 19. Jahrhundert erst ein Brauch und dann ohne Scheu eine Lehre geworden: die liberale Staatslehre. Man hat den Menschen angeblich frei gemacht, in Wahrheit unglücklich und verzweifelt. Im freien Spiel der Kräfte, wo der Gewitzteste siegt und nicht der Wackere, hat man in den Völkern des

Abendlandes alle gegen alle losgelassen im ruchlosen Glauben, so mehre sich der Volkswohlstand. So hat es dieses 19. Jahrhundert dahingebracht, aus einem redlich sich nährenden Volk einerseits eine Masse und andrerseits eine Verschwörung von Großbanken zu machen. So hat es das 19. Jahrhundert verstanden, aus der Treugesinnung unserer Väter das öffentliche Mißtrauen aller gegen alle zu machen. Das Jahrhundert hat angeblich Freiheit gebracht, in Wirklichkeit hat es aus Tüchtigstrebenden die Fordernden gemacht, denen in all den entsetzlichen Abhängigkeiten und zwangsläufigen Verhältnissen dieser Zeit doch am Ende nur noch die Tagesforderung geblieben ist. So ist aus dem durch Pflichten erhaltenen Stufenbau des Gemeinwesens ein Trümmerhaufen geworden, über den das öffentliche Mißtrauen aller gegen alle wacht: solange hat man von allen Seiten den Bau unterwühlt. Aus einem pflichterbauten Gesinnungsstaat ist im freien Spiel der Kräfte etwas geworden, was am besten als die gesetzliche Sklaverei aller unter allen zu bezeichnen ist.

Der Unterschied der Staatslage in den einzelnen Reichen des Abendlandes ist nur ein Mehr-oder-weniger; die Sklaverei aller unter allen ist überall das unausgesprochene Staatsgrundgesetz geworden. — So erkennen wir heute vielleicht, warum Goethe eine gewisse Vorliebe für die despotische Staatsform haben konnte: „Der Despotismus fördert die Autokratie eines jeden, indem er von unten bis oben die Verantwortlichkeit dem Individuum zumutet und so den höchsten Grad von Tätigkeit hervorbringt.“ Goethe ist dessen gewiß: „Wenn nur Ordnung gehalten wird, so ist es ganz einerlei, durch welche Mittel.“

Wir müssen diese Dinge später im Abschnitt über die Staatskunst des weiteren betrachten. Hier mußte

der widrige Teil der Betrachtung staatlicher Dinge einmal vorausgenommen und eingehender behandelt werden, weil die betrachteten Verhältnisse uns lehren sollen, wie aus dem Zeitgeist des 19. Jahrhunderts heraus diese ganze Zeitenwandlung, dieser Niedergang alles Lebens, nach allen Seiten um sich greift und immer wieder nach Goethes Wort aus wirkendem „Bestreben" leere „Forderung" macht, wie aber trotzdem der Zeitgeist in verblendeter Schulmeisterei alles durch Freiheit zu regeln und die Welt zu beglücken vorgibt und doch nur wegnimmt, wo etwas war, tötet, wo etwas lebte, Einrichtungen fordert statt Gesinnung zu wecken und so immer nur dazu kommt, eine vorhandene Not ein wenig abzustellen, statt eine rechte Heilung zu suchen. — Bei all den Beglückungslehren des 19. Jahrhunderts ist der Mensch gemütsleer, selbstsüchtig und verderbt, das Leben schicksalslos, des Schmuckes entbehrend, kahl und wirklich so recht sachlich geworden.

Wir gehen alle umher wie in einem weiten Bau von Eisenträgern, einer Bahnhofshalle, wo alles drängt und sich über den Andern ärgert, wo Stimmen schreien von Händlern und Zeitungsmännern, und es eilt — die große Uhr rückt — die Pfeife tönt, man will mit, irgendwohin, in eine Stadt, wo das Geschäft geht — der Zeitungsmann schreit die neuesten Ereignisse, der eine lacht, der andere flucht und einem wird es schlecht in einer Ecke — so hastet der Mensch dieser Zeit gleichsam am Leben entlang, immer einer zierlosen Mauer entlang, bis hinter einem sachlichen Mauervorsprung das Gerippe steht, den Fanggriff tut und das Bruchstück wegwirft. —

Hat es denn einmal die Süße des Daseins gegeben, von der ein Mann des 18. Jahrhunderts noch reden durfte? (Talleyrand: Celui qui n'a pas vécu avant

1789 ne connaît pas la douceur de vivre.) War die Welt wirklich einmal so, wie sie Mozart erleben durfte? Waren einmal in den Schlössern diese freudigen Menschen, die eine Gavotte tanzten und so edel tanzen konnten? Waren einmal in den Dörfern und Hütten diese glücklichen Menschen, die Ackersleute, die ein Volkslied sangen, und die Mädchen, die ihre Lieder sangen,

„die Spinnerinnen in der freien Luft,
die jungen Mägde, wenn sie Spitzen weben."

(Shakespeare.)

Gab es dieses Glück einmal? — — Und diese Zeiten seien die Jahrhunderte der Unfreiheit und der Tyrannen gewesen, der Sklavenseelen und der unwissenden Halbtiere und seither habe ein großer Fortschritt stattgefunden? — Es muß sich anders verhalten. Jenes müssen die Zeiten gewesen sein, welche schenkende Liebe erfahren haben.

Der Schenkende aus dem Reichtum seiner Kraft, seiner Fülle gewiß, seines Hortes erfreut — das ist der liebende Held: Siegfried.

„Ich zehre mich auf im Dienst des Vaterlandes", durfte Bismarck von sich sagen: Verschwendung seines Eigenen kennzeichnet heldische Liebe. Um Lohn ist es dem Helden nie gegangen, noch um den Jubel der Gassen. Undank war immer der einzige Lohn für ihn. „Mein Volk wirft mir Steine an den Kopf und ich sorge doch immer nur für mein Volk", hat Friedrich der Große gesagt. Der Held tut, was in ihm ist und nach Wirklichkeit verlangt und hat seine Mitwelt nie verkannt: „Ich habe gelernt, ohne den Dank der Welt zu leben, ich habe ihn erworben und verloren und habe ihn wieder gewonnen; ich habe ihn wieder verloren — ich mache mir gar nichts daraus, ich tue einfach meine Pflicht", so mußte Bismarck im

Reichstag sprechen zu den Volksvertretern seiner Mitwelt.

Der Dank der Welt ist ein Schall, der kaum hinausdringt in die Einsamkeit, in welcher der Held lebt. Daß er immer wieder aus Einsamkeit und Erkenntnis wiederkehrt zu seinem Volk, das läßt uns den Reichtum ahnen und die Kraft des Überwindens in ihm, die seiner Liebe dient.

Wie unermeßlich muß die Liebe sein, wenn sie aus der regungslosen Einsamkeit des tauben Beethoven zur Menschenwelt verlangt! Das Dasein des Helden ist viel Entsagung und Überwinden — wir haben es geahnt. Ob wir aber die Schauerlichkeit des Entsagens ermessen können, die aus Beethovens Werk spricht? Ob wir den Kampf des Überwindens ermessen können, der dahinten liegen muß, wenn diese Neunte Symphonie entstehen soll? Bis es zu diesem „Freude, schöner Götterfunken" im letzten Satz der Neunten gekommen ist, zu diesem „Seid umschlungen, Millionen!" — bis solche Liebe des Helden ausbrechen kann, müssen die nächtlichen Kämpfe mit Tod und Teufel bestanden sein.

So ist des Helden Liebe oft die erstrittene Krone, das erklommene Hochgebirg, der neue, gewisse Geist, den lösend ein Abend bringt nach einem verbissenen, tagheißen Kampf mit dem Schicksal.

Der heldische Glaube.

Warum haben die Helden den verbissenen Schicksalskampf aufgenommen? Man hat mit Steinen nach ihnen geworfen, und gerade dann, wenn sie im Keuchen ihrer Brust die Last hoben für ein ganzes Geschlecht. Man hat sie verlästert, wenn sie ihr Volk aufrufen wollten zu großen Geschicken.

Was hat sie denn wieder und wieder zum Werk bestimmt? — Es muß ein Glaube gewesen sein, so über alle Wirklichkeit hinausbrennend, daß das Wort eines Kirchenvaters als ein Wort solchen Glaubens gebraucht werden könnte: Ich glaube es, weil es so töricht ist.

Weil es so töricht ist, weil alle Erfahrung der Welt solchen Glauben widerlegt, weil er darum einzig aus dem Überwallen eines Herzens strömen kann, weil er darum einzig im Herzen eines Helden strömen kann — darum haben Männer und Frauen heldischer Art diesen Glauben an sich genommen und ihn zu Göttlichkeit und Kraft gestärkt.

Weil alle Gegenwart niederträchtig geworden ist, darum liebt der Held alles Künftige, darum will er ein kommend Geschlecht, das nicht mehr niederträchtig sei. Mehr noch: er weiß es wohl: das künftige Geschlecht wird sich andere Niedertracht erfinden, wenn es schon alte abgetan hat. Er weiß: der Kampf ist ewig. Und selbst, wenn es so stünde, daß in Ewigkeit die Waagschalen gleichstehen, wenn ein schwindendes und ein kommendes Geschlecht gewogen werden — gleichviel, der Held will ein Anfang sein und

muß es glauben um seines Heldentums willen, daß er einmal sein tüchtiges Schwert in die Waagschale des künftigen Geschlechts hineinwerfen kann zu Schwergewicht und Ehre.

Eine Torheit ist der heldische Glaube, der Held mag an ihm zum Narren werden: er will es nicht anders! Er ist der Freie, dem Sklavensinn allerorts ein Greuel ist, und weiß das Gesetz der Freien, das Fichte so verkündet hat: „Nur derjenige ist frei, der alles um sich herum frei machen will und durch einen gewissen Einfluß, dessen Ursache man nicht immer bemerkt hat, wirklich frei macht." — Es ist ein heldischer Glaube, daß alle Tüchtigkeit der Welt einmal ein Hort des Menschengeschlechts werden muß. Der Edle kann sich sein Volk nicht anders denken denn als Freie und Ebenbürtige. So ist heldischer Glaube eine adelnde Kraft, eine Liebe zum Nächsten und Fernsten, ein Erbarmen auch über viel Unvollkommenes und Gebeugtes, das sich nach dem Gang des Freien sehnt. Von diesem Überwall heldischer Liebe, diesem Narrenglauben des Helden an einen weiten Zusammenhang tüchtigen Wirkens, hat Fichte einmal so gesprochen: „Wer du auch seist, der du nur Menschenantlitz trägst, du bist doch ein Mitglied dieser großen Gemeine; durch welche unzählige Mittelglieder die Wirkung auch fortgepflanzt werde — ich wirke darum doch auch auf dich, und du wirkst darum doch auch auf mich; keiner, der nur das Gepräge der Vernunft, sei es auch noch so roh ausgedrückt, auf seinem Gesicht trägt, ist vergebens für mich da. Aber ich kenne dich nicht, noch kennst du mich: — o, so gewiß wir den gemeinschaftlichen Ruf haben, gut zu sein und immer besser zu werden, so gewiß wird einst eine Zeit kommen, da ich auch dir werde wohltun und von dir Wohltaten empfangen können, da auch an dein

Herz das meinige durch das schönste Band des gegenseitigen freien Gebens und Nehmens geknüpft sein wird!"

Ist das nicht die Liebe Rembrandts, des deutschen Christen, ein Glaube, höher denn alle Vernunft, eine Siegeskraft des Auges, die auch im Ausgestoßenen und Aussätzigen den Mitberufenen schaut! Es ist das tiefe Erbarmen, das nur die Leiderfahrenen kennen, ein heldischer Glaube an Göttliches mitten in der Niedertracht, eine Zuversicht aus der tiefen Erkenntnis, daß die Niedertracht nichts ist, Erscheinung am Vergänglichen ist, und daß lebender Glaube wie die herrliche Lohe flammt, die eines gefallenen Helden Leib verbrennt.

Es ist die tiefe Demut des Helden, daß er sich nicht wissen mag als den einzigen Adligen, er will sein Volk sehen als ein Volk der Ebenbürtigen. Er ist der Einsame, der sich nach Gemeinschaft sehnt mit seinem Volk, der sich eher bei sich selbst verklagt als ungesellig und freundschaftskahl, als daß er den Glauben aufgäbe, es sei ein Volk möglich in edler Gemeinschaft. So strömen die vollen Ströme seiner Liebe, und seine stillen Stunden sind wie ein leises Bauen eines gotischen Doms. Er denkt sich eine Weihnacht, wo sein festliches Volk und er als einer der Scharen zum Dom hinaufzieht — Männer und Frauen, ein hohes Geschlecht — wo er mitsingen wird, was alle singen, und sich freuen wird der Botschaft, die verkündigt werden soll.

Es ist ein Königsgedanke aus Leid und Herrschersinn, aus einem unstillbaren Gemüt. Es ist ein Traum, aber der König, der ihn träumt, will ihn eine Kraft sein lassen seiner taghellen Stunden. Er will nicht verzagen an seinem Volk, weil er nicht an sich selbst verzagen will, er will den Glauben an einen

weiten Zusammenhang tüchtigen Wirkens, den Königsglauben und Narrenglauben, wie seine Krone hüten, und will auch von Ahnung und Seligkeit einer königlichen Gnade im Geschehen nicht lassen, auch im Untergang nicht. So kommt es einem König zu. So hat Goethe den Königsglauben geglaubt:

„Wenn was irgend ist geschehen,
hört mans noch in späten Tagen,
immer klingend wird es wehen,
wenn die Glock ist angeschlagen.
Und so laßt von diesem Schalle
euch erheitern, viele, viele!
denn am Ende sind wir alle
pilgernd Könige zum Ziele."

Sollen wir noch Worte reden vom Glauben des Helden? — er ist immer das Verschwiegene an ihm gewesen. In Glauben und Liebe hat Beowulf den Tod für sein Volk erlitten. Die helle Lohe seiner Verbrennung hat seinen Untergang herrlich gemacht. So sind immer die Helden gefallen und die Könige für ihr Volk.

Der heldische Glaube unserer nordischen Vorzeit ist vielleicht erst ganz entfaltet worden durch die Lehrer des Christentums. Erobernd sind unsre nordischen Väter über die Erde geschritten: zu tiefer Leiderfahrung ist der Jugendfrische kaum geneigt. Mit dem Christentum kam eine Einsicht in erbarmenswerte Dinge hinein in den germanischen Norden, ein Wissen ums Leid, ein Mitleiden, ein Hinhorchen auf stummes Sterben und damit ein Drang, aufzuhelfen und mitzuteilen, kost' es auch viele Entsagung. Der tiefe Blick in das Leiden hat den jugendfrischen nordischen Menschen zum Mann geschaffen, der nach aller Eroberung von Ländern und Völkern zuletzt sein tiefes Gemüt sich gewonnen hat. Vielleicht hat das Christentum dem nordischen Menschen erst die

Fülle seines Gemüts erschlossen. — Man könnte wohl mit einem Beispiel späterer Zeit so sagen: aus nordischem Geiste sind in manchen Sonaten und Symphonien Beethovens die ersten Sätze voll wilden Kampfes gekommen; die zweiten Sätze der gleichen Werke sind aus dem nordischen Gemüt gekommen, wie es das Christentum erschlossen hat. Man denke vor allem an den ersten und zweiten Satz der Fünften Symphonie, an denen heldisches Schicksal und heldischer Glaube gewirkt haben.

Vom Glauben des Zeitalters sei nur kurz um des Gegensatzes willen die Rede. Die Zeit kennt einerseits kirchlichen Glauben, Lehrsätzeglauben, und der ist immer unheldisch gewesen. Die Zeit pflegt andererseits den neuzeitlichen Unglauben, und der ist meistens noch viel unheldischer. — Der Kirchenglaube kann eine Kraft sein, da wo er nicht einen aufrechten Verstand hat umbiegen müssen. Er ist eine Kraft in Tausenden. Es hängt mit dem Wesen jeder Lebensgestaltung zusammen, die auf einer festen Gewißheit beruht, daß sie Menschen von würdiger Art hervorbringt. So erlebt man es immer wieder, daß wirklich getreue Menschen, zuverlässige Handwerksmeister, ehrliche Angestellte, menschlichfühlende Reiche, einem christlichen Bekenntnis angehören. Das Wohltuende jeder bäuerlichen Umwelt liegt hier begründet. Jede feste Gewißheit gestaltet Gesittung — wir werden es später besser erkennen. Jede Zersetzung eines Glaubens, die zu schwach ist zur Schöpfung eines neuen, gewissen Geistes, führt zu dem, was das 19. Jahrhundert gezeitigt hat: verhetzte Massen, Unzucht, immer neue Forderungen, die eine Leere stopfen sollen, Entartung und Verkommen auf allen Gebieten.

Man macht einen Glauben nicht wissenschaftlich zurecht, wie es Monisten und andere tun wollten.

Glaube wird nur aus lebendiger Erkenntnis kommen und monistische Erkenntnis war eine Totgeburt und nur möglich gewesen in einem Zeitalter, das die Kraft des Denkens verloren hat, die Kraft, die das Zeitalter Kants zur Meisterschaft besaß. Schon die Bewahrung der kantischen Gedankenhelle hätte genügen müssen, um uns vor all dem wissenschaftlichen Glaubensersatz zu schützen. Dazu braucht es noch nicht einmal einen zweiten Kant. Aber das Zeitalter ist auch im Denken geschwächt. Darum konnten ihm einige Hochschullehrer neue Verfahren ersinnen zu Andachten vor dem Stoff. Damit das möglich war, mußten sie den Stoff ein wenig verkleiden. Sie haben die Grenzen dieses Begriffes verwischt und haben der Sache dann das nötige Fremdwort erfunden. Nun gedieh sie und hatte ihre Welträtsel gelöst.

Genug von Glauben und Unglauben der Zeit! Schöpferisch haben sich beide nicht erwiesen, und danach allein wird gefragt.

Im rechten Sinne gläubig, das ist: sich verbunden fühlend mit All und Geschehen, sich notwendig fühlend von Ewigkeit zu Ewigkeit und sein Leben begreifend als einen Weg der Bestätigung durch den Einen Tag des Geschehens — so im rechten Sinne gläubig, schicksalsgläubig, ist nur der Held. Die Menschen dieser Zeit sind es alle nicht. Sie haben kein Schicksal mehr, sind totgeboren und Spreu.

Das Schicksal.

Es ist seltsam bestellt mit dem Schicksal des Helden. Begreifen wir seine Schicksalsschau, so begreifen wir ihn und seine ganze Welt.

Als er die Fünfte Symphonie schrieb, die einer der tiefsten Blicke ins Heldische ist, sprach Beethoven über das Hauptthema des ersten Satzes: „So klopft das Schicksal an die Pforte." Er hatte schon einmal in der Dritten Symphonie, der Eroika, den Helden gekündet, und damals hatte es zuversichtlicher geklungen: „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen!" Und fürwahr, die Fünfte Symphonie spricht von düsterer Erkenntnis, dunkler als die Dritte. Der Held und sein Schicksal hatten sich brennender Aug in Auge geblickt.

Wir haben gesagt, der Held ergreife sein Schicksal als eine Aufgabe, seine Aufgabe. Seine Liebe, sein Haß, seine Verantwortung, seine Einsamkeit — alles versteht er als Fragen des Schicksals nach seinem Wert als Mann und Held.

„Zu wollen diesen Kreuzestod,
zu wollen diese Fleischesnot,
zu wollen diese Seelenqual,
erst das stellt dich zur Königswahl!"

(Ibsen, Brand.)

Der Held ergreift sein Leben als Seine Aufgabe. Der Löwe seines Schicksals sprang ihm in den Weg, und schon ringt er Brust an Brust, greift ihm in den Rachen und möcht ihn doch zugleich inbrünstig umfassen, seinen Feind, seinen Freund — unerbittlich

gegen unerbittlich ringen sie, ringen sie und jauchzten doch gerne des ebenbürtigen Kampfes — des Kampfes, der in der ungeheuren Einsamkeit wie in einer Wüste gekämpft wird.

Der Held liebt sein Schicksal, am stolzesten dann, wenn es ihn zermalmen will, denn es ist seines und er spürt, wie es den Kampf ernst nimmt. Schicksalsgläubig ist der Held, weil er sein Schicksal unerbittlich will, der Unerbittliche. Freier Wille — unfreier Wille, so lautet des Helden Frage kaum. Wie sollte der Gläubige fragen, der Schicksalsgewisse? Weil er in den Anfängen steht, weiß er, daß die zwölf Werke des Helden sein ganzes Tagwerk und seine ganze Kraft verlangen. Weil es zu ihm gehört, sich selber treu und stets der Gleiche zu sein, weiß er, daß auch sein unerbittliches Schicksal das gleiche bleiben wird — das ist heldische Erkenntnis.

Es ist ein Spruch des Ritters, den er oft bedenken muß:

Ich gang zu der Tür aus oder ein,
so steht der Tod und wartet mein.

Er hat den Grimmen erlebt, der alle schlägt mit der Knochenfaust, daß sie umbrechen mitten im Leben. Er weiß, daß der Tod hinter allen Türen steht und wartet; und wo sie einen hinwegtragen, da muß der Held am meisten sich erhärten: in ihm schlägt ein liebendes Herz. Er freut sich des Daseins am höchsten, der Lebendige. Aber der Tod gibt seiner Freude den glutvollen Kelch, den er kosten will, auf daß er alles wisse. Dann begreift er im Angesicht des Todes das Lebendige und spürt, wie er vom mächtigen Strom des Geschehens getrunken habe. — So geschieht ihm in der Mitte seines Lebens, daß er der Wissende ward, der gerüstet steht. Fortan lebt er lebendiger wissend und sein Frohmut ist auf einmal dunkler geworden.

Er bleibt der Schicksalsgläubige: die rinnende Sanduhr kümmert ihn kaum. Er muß es glauben: sein Schicksal wird ihm seinen Tod bringen, und ist er getreu geblieben wie Beethoven bis in den Tod, so trifft ihn ein Tod, der Sein Tod sei — so mag er vollenden wie Beethoven, dem ein Gewitter getobt hat, daß er die Faust noch ballen durfte im Sterben.

Der Rest ist Schweigen! Bedarf es der Worte noch? Nur der Held weiß vom Schicksal — das ist der Stolz, der ihn rüstet. Seht sie an, die nordischen Männer, von denen die Isländergeschichten erzählen! Auf ihrer unerbittlich kargen Insel, deren Landschaft selbst ein Sinnbild des Schicksals ist, haben sie ein starkes Leben, haben sie kraft ihres reinen, nordischen Bluts eine hohe Gesittung in die Wirklichkeit geschaffen, vor der wir verstummen müssen. Sie waren schicksalsgläubig und verschwenderisch kühn, sie haben Winland entdeckt, das man später Amerika genannt hat, sie haben in ihren Wikingschiffen die kühnsten Fahrten gewagt, haben zuhause das Beste der Edda gedichtet, haben einen adligen Bauernstaat begründet und durch heldische Gesetze erhalten, haben es dahingebracht, daß jeder Einzelne und auch die Frauen ihres Stammes sich eingeschworen fühlten auf ein verschwendend kühnes Heldentum. Sie haben ihr Dasein als ein Schicksal ergriffen, Männer und Frauen, Mütter und Söhne.

Aus dem Schicksalsgedanken allein kann heldisches Leben stammen.

Verschlungen sind im Schicksal des Helden die beiden Dinge: das Geschehen der Welt draußen, der Welt, die tausendfältig auf den Menschen eindringt, ihn zu vernichten, und der Wille zu einem festen Wachstum, der drinnen im Helden sich aufstemmt und lebt. Der Held will sich selber treu sein und stets der

Gleiche in jedem Geschick; so hat er einen Kampf aufzunehmen, täglich und mächtiger von Tag zu Tag, den Kampf um sich selbst und für sich selbst, einen Kampf gleichsam auf zwei Schlachtfeldern, deren eines in der eigenen Brust liegt, wo es um des Helden Sittlichkeit geht, und das andere draußen in der Welt und Wirklichkeit, wo es ihm darum geht, daß er das Tüchtige, um das er in sich gerungen hat, jetzt unverzagt hineinwirke in das Leben seines Volks. — Im Schicksal des Helden sind verschlungen: sein Wesen, das er ewig will, und die tausendfältige Macht der Zeit, in die er hineingeboren ist. Nun soll er seine Sendung wissen, nun soll er aus der Brandung der Zeit den einen, klaren Ruf heraushören, der ihm die Sehnen strafft, den Ruf, der ihn aus seinem tiefsten Schlaf wecken muß, daß er aufbricht, noch in der Nacht, und plötzlich weiß, wohin. So wird ihm Bestätigung.

So haben die alten Zeiten ihr Schicksal gelebt. Darum glänzen die Taten unserer Väter alle. Aus einer vergangenen Zeit stammt dieses Lied einer Mutter, das ein Volkslied wurde und uns von der Daseinsgröße der früheren Zeiten zeugt:

Ik hev se nich up de Scholen gebracht,
ik hev nich einmal över se gelacht,
se gaent nich spelen up der Straten,
ik hev se up de wilde See gesant,
eren levesten Vader to söken.

Dat Eine starf den bittern Dood,
dat Ander starf von Hunger so groot,
dat Drüdde worde gehangen,
dat Verde blêf up de wilde See doot,
dat Vifte flōt achter dem Lande.

Dieses Lied und seine Weise können wie ein Beleg dafür gelten, daß eine vergangene Zeit ein Schicksal in sich und über sich empfunden hat. Das Schicksals-

gefühl dieses Liedes, diese Erfahrung des nordischen Menschen, eine Unerbittlichkeit in sich zu tragen und Unerbittlichem täglich entgegenzustehen, ist unserer Zeit verloren gegangen. — Es versteht sich, daß einzelne Menschen auch in unserer Zeit ihr Leben als ein Schicksal erfahren, es versteht sich, daß heldisches Leben einzelner Menschen auch heute möglich ist, aber Schicksalserfahrung und Heldentum als gestaltende Mächte einer ganzen Kultur, einer ganzen Gesittungseinheit — so etwas ist heute unmöglich. Heldentum, gleichstrebend mit seiner Zeit, war einmal möglich, es ist heute unmöglich geworden. Gar nicht denkbar ist es, daß ein solches Lied, das aus düsterem Schicksal gestaltet wurde, daß solch ein Lied als ein Ausdruck übereinzelnen Empfindens, als eine gemeinsame Daseinserfahrung, von einem ganzen Stamm als Volkslied aufgenommen würde. Insofern ist ein solches Lied und sind noch viele Volkslieder der Beleg für die Schicksalsgewißheit früherer Zeiten, die noch von heldischem Leben wußten. Man muß genau scheiden lernen: einzelnes Heldentum haben wir im Weltkrieg tausendfach erfahren, aber der Zeitgeist wars nicht, der die Helden schuf. Es war ein Geist alter Zeiten, ein Geist, der Männerkampf, Mehrung des Reichs, Mannestreue, heldischen Haß und alte Rache am Erbfeind in sich hatte, es war ein Ausbruch, über den alle Zeitechten so erstaunt waren, daß sie bald anfingen, von Völkerversöhnung zu reden und den Helden als etwas „Unzivilisiertes" verdächtigten, als etwas, das unserer „fortgeschrittenen Kultur" nicht mehr würdig sei. Männer gibt es wohl noch, aber der Zeitgeist ist weibisch — darauf allein kommt es in dieser Betrachtung an. Schicksalsgefühl ist ein Ausdruck heldischer Zeit, ein kennzeichnender Ausdruck unserer Zeit ist die Lebensversicherung. Un-

serer Zeit bleibt alle Bedeutung des Todes ein verschlossenes Tor. —

Wir sind unserer schicksalsgläubigen Väter unwürdig geworden. Wir haben den Mut verloren, das Leben als Schicksal zu begreifen. Es muß gerade mit einem Leibfremdwort der Zeit gesagt werden: das 19. Jahrhundert hat aus dem Leben, das unseren tüchtigen Vätern ein Schicksal war, eine Technik gemacht. In jede Folgerung hinein ist dies wahr! — Es gibt noch ein Leibschlagwort der Zeit: sie will den Wirklichkeitsmenschen erfunden haben — als ob es einen anderen Menschen des Wirkens und der Wirklichkeit gäbe als den Helden! Hier wie überall ist ein Wort dem heldischen Geist und dem Zeitgeist gemein, der Wille im Wort ist auf jeder Seite ein anderer Wille. Der Wirklichkeitsmensch des 19. Jahrhunderts ist der Mensch der vielen Verfahren, der das Leben als Technik nimmt, der sich für einen Überwinder hält, wenn er ein Rohling ist, für einen Eroberer, wenn er Geld hat, für einen Schöpfer, wenn er eine Aktiengesellschaft für ein neues Verfahren „interessiert" hat — es ist widerlich, zu sehen, wie neudeutsche Romanschreiber vor dieser Gattung auf dem Bauche liegen. Die Literaten hatten nämlich entdeckt, daß mit dem, was sie Idealismus nennen, kein Geld mehr zu machen ist, und warfen sich auf die „Wirklichkeitsdichtung". Im Bühnenstück preisen sie gerne als den Menschen der Wirklichkeit und Lebenstüchtigkeit einen gewissen Schlag des „Überwinders" an, und man erkennt an ihm die ganze Seelendürftigkeit der Zeit: es braucht einer nur kein Gewissen haben und damit jeder Seelentiefe entbehren, es braucht einer nur „über Leichen hinwegschreiten", so staunt die Menge einen „großen Überwinder" an, und der Literat, der die Hohlgestalt auf die Bretter stellt,

kommt sich als „Verkünder" vor und stellt sich zu Nietzsche. Was unsere Zeit Überwindung nennt, ist nichts als der Mangel an Erlebnistiefe. Das „Hinwegschreiten" bewahrt davor, mehr als Oberfläche zu sehen. Was unsere Zeit Lebensmut nennt, ist nichts als freche Anmaßung. Wer ohne Verantwortung lebt, fängt an, sein „robustes Gewissen" zu rühmen. Wer ein Mädchen mit dem Kind sitzen läßt, der „schreitet über sie hinweg" und verachtet Hamlet ob seines „schwächlichen" Gewissens. — Hamlets Einsicht: „Die Welt ist aus den Fugen" und Tristans Fluch auf Tageslicht und Dasein sind geboren aus ihrer unermeßlichen Schau des Schicksals. Die Überwindung der Neuzeitlichen entsteht so leicht und ohne jede männliche Leistung überall da, wo das Leben als ein Verfahren genommen wird und wo die Kraft fehlt, ein tieferes Schicksal ganz zu leben.

Eines aber ist vom „Wirklichkeitsmenschen" immer wieder vergessen worden: daß die achtunggebietende Ausdehnung der menschlichen Herrschaft nach außen hin, ins All hinein, den gleichkräftigen Ausbau seelischer Kräfte erfordert; daß es nicht genügt, sich Bahnen, Dampfer, Luftfahrzeuge und drahtlose Fernsprecher zu schmieden, daß man auch seine Seele schmieden müsse und um so herrischer, je herrischer man sich die Kräfte des Alls unterjocht. Hier hat es gefehlt! Ein heldisches Wort des französischen Edelmanns Montaigne sagt: „J'aime mieux forger mon âme que de la meubler." Das 19. Jahrhundert hat es beim Möblieren seiner Seelenhohlräume belassen: man war zu jeder schöpferischen Geistestat zu ohnmächtig, denn aus den tausenderlei Verfahren wird keine einzige Kraft der Seele. So blieb nur der Diebstahl übrig, um die Hohlräume zu füllen und man hat abscheulich die Schöpfungen frü-

herer Zeiten an sich gebracht, um den Reichen zu spielen. Das zeigt sich auf allen Gebieten des neuzeitlichen Lebens von der Baukunst, die ganze Straßenzüge unserer Großstädte wie Ausstellungen der Stilarten aller Zeiten und Völker gebaut hat, bis zur Philosophie, die „eklektisch" wurde und sich da und dort, in allen Zeitaltern und von Indien bis Amerika, ihre Gedankenauswahl zu ohnmächtigen „Systemen" zusammengebettelt hat. Man hat gemalt und in Holz geschnitten nach Art der Japaner, hat den alten gotischen Meistern ihre Kunst nachgemacht, hat es nur schlecht verborgen, daß einmal Greco das Losungswort der Kunstbetrachtung war und allzudeutlich in Grecos Weise, aber nur aus gehetzten Nerven, Dinge gemalt, die man für Ausbrüche künstlerischer Leidenschaft ausgab — mit einem Wort: man hat seine Seele mit Vergangenheit und mit vielbeschrieenen exotischen Stücken und Stimmungen möbliert, statt sie zu schmieden, wie es sein muß. Und wo die Künstler selbst in allen Stilen und Stimmungen machten, da triebens die Ästheten der Zeit noch beschämender. Sie haben die gestohlenen Möbel zum Ausmöblieren ihrer Seele immer wieder nach neuster Mode ausgetauscht und umgestellt, und wer das Möblieren betreiben konnte, ohne je geschmacklich zu entgleisen, hieß ein Lebenskünstler und lebte sich aus und ab. Die Besitzlosen ärgerten sich bisweilen darüber, darum daß sies nicht ebenso treiben konnten.

Es ist auch bezeichnend für unsere Zeit, daß ein Mensch, der darauf hinweist, daß und wie sich unsere Gesinnung ändern müsse, soll es zu einem Anfang neuer Tüchtigkeit kommen, von den Menschen dieser Zeit gleich nach Einzelvorschlägen ausgefragt wird, nach neuen Gesetzesentwürfen oder Wirtschaftsordnungen oder gar nach seinem „Standpunkt" in der

Frage pflanzlicher oder tierischer Kost. Alles erwartet diese Zeit von „neuen Verfahren“ und fordert überall sofort „konkrete Ziele“, um dazu „Stellung zu nehmen“. Das ist die Artung derer, die kein Schicksal haben und darum nicht mehr sehen können, daß neue Verfahren wohl die Erscheinungen eines Niedergangs da und dort ändern, nicht aber einen neuen Aufgang bereiten können. Der Mensch aber, der vom Schicksal weiß, hat erkannt, daß nur eine neue Gesinnung die Wendung eines Schicksals bringt.

Der heldische Haß.

Wenn man die Größe eines Heldenschicksals ermessen wollte, man könnte vielleicht sagen: das erweisen die Macht seiner Liebe und die Kraft seines Hasses. Der Held muß Haß und Liebe kennen, und desto größer sein Heldentum, je reicher seine Liebe und je hochtrachtender zugleich sein Haß.

Haß und hochtrachtender Haß — der Gewitzte, der das Zeitalter kennt und auf Gewinn rechnet, schweigt lieber vom Hassen, ob er auch selber noch so gehässig sei. Ist nämlich vom Haß die Rede, so zetert das Zeitalter seine Fremdwörter her: Objektivität, Humanität!, denn die Menschen dieser Zeit sind nicht kalt und nicht warm, nur lau.

Man hat einmal Bismarck gefragt, wie er die Nacht über geschlafen habe. Schlecht, war seine Antwort, schlecht, ich habe die ganze Nacht gehaßt. — O dieser Haß des Helden, höher denn alle Vernunft! diese Flamme, die ausbrechen will und an sich hält, ingrimmig, ingrimmig, bis die Zeit erfüllet ist und die Tat reif!

„Ich habe die ganze Nacht gehaßt" — o dieser Griff Thors um den Stiel seines Hammers, daß die Knöchel der Hand weiß werden, diese Herrlichkeit heldischen Hassens, prasselnd in die Welt, daß den Starken in ihren Wäldern, den Vätern, der Atem stockt, wenn die Eichen stöhnen.

„Ich habe die ganze Nacht gehaßt" diese Großtat des Hasses, die zur Schöpfung wird, die, mag sies wollen oder nicht, den Reichtum des Lebens mehrt,

dieser Sturm, der dem Volk des Helden nach der Nacht des Hassens die Sonne kündet und den Tag, an dem es wirken soll — was weiß das Zeitalter vom schöpferischen Haß? Darauf nämlich allein kommt es an: daß ein Werk geschaffen werde. Ob es der Haß vollbringt, ob die Liebe: gleichviel! Was uns der heldische Haß schon geschaffen! Hätte Luther human sein sollen? Wie widerlich dieses Wort neben diesem Mann!

„Human! Jawohl dies schlaffe Wort
kennt heut der Erde letzter Ort,
mit dem macht jeder Tropf dich still,
wenn er nichts schaffen kann und will.
Gehts nach euch Zwergenseelen, ist
bald jeder Mensch ein Humanist!"

(Ibsen, Brand.)

Goethe hat diesen Ekel geschmeckt und sein Teil gedacht, wenn man ihm den Humanitätsgedanken zu dicht auf den Leib rückte, diese flache Schulweisheit, mit der man den großen Goethe im liberalen 19. Jahrhundert gern selbst zusammengebracht hat. Er hat es ausgesprochen: „Die Welt wird Ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter sein." — Hätte Friedrich der Große den Philosophen machen, auf Preußens Sendung verzichten und sich vertragen sollen mit Europa? Er wäre ein achtbarer Philosoph geworden, aber der Held Friedrich wäre uns verloren gewesen! „Die Schläge treffen mich so hageldicht, daß mir fast die Sinne schwinden," schreibt er an seine Schwester, aber er kennt sein Gesetz: „Da ich nun einmal König bin, habe ich geglaubt, es komme mir zu, als König zu denken." So hatte die Niedertracht kein Teil an ihm. Nach dem Tod seiner Feindin Maria Theresia schrieb er: „Ich habe Krieg gegen sie geführt und bin niemals ihr Feind gewesen." Das ist die Überlegenheit eines König-

lichen Menschen, die etwas ganz anderes ist als die sogenannte Objektivität der Gegenwart. Königlich hat dieser König gedacht, human aber ist er nie gewesen!

Wie soll ein Edler handeln ohne die tiefe, in Verantwortung ruhende Gewißheit, das Rechte zu tun, auch gegen alle die Tagesobjektivität, die nicht handeln kann und muß? Was ist alle objektive Betrachtung, wenn die großen Entscheidungen drängen, was soll alle objektive Erwägung, ob ein Krieg gerecht sei, wenn er schon an allen Grenzen tobt? Was soll alle Verständigkeit einer Gegenwart, was sollen die sogenannten Vernunftsgründe, das leere Für und Wider, das von jeher so ohnmächtig war, gegen den Schöpfer einer Zukunft, die sein soll?

Friedrich der Große hat einmal gesagt: „Hätte ich zu den Zeiten der alten Sophisten gelebt, ich hätte wie sie bei jeder Streitfrage das Für und Wider zu vertreten vermocht. Spaß hätte ich dabei nicht verstanden, ich hätte gebrüllt wie ein Ungeheuer, wenn mir die Vernunftgründe ausgegangen wären." — Was ist alle Sachlichkeit dessen, der betrachtet, gegen das Brüllen dessen, der handeln muß? Bedenkt es doch: er wirkt euch die lebendige Vernunft neugeschaffener Wirklichkeit in das Leben. Und hat ers getan, dann erst mögen die Betrachtenden ihr „objektives Urteil" sprechen. Dann ist es vielleicht Betrachtenszeit.

Darum durfte Bismarck gegenüber den damals als mustergiltig hingenommenen liberalen Freihandelslehren mit der ruhigen Gewißheit des Schöpfers es aussprechen: „Die abstrakten Lehren der Wissenschaft lassen mich ganz kalt." Der Schaffende wird immer wie Goethe von sich bekennen müssen: „Aufrichtig zu sein kann ich versprechen, unparteiisch zu sein aber nicht." — Dem Helden gilt nur sein selb-

ständiges Gewissen, und Urteil mag er nur von den Ebenbürtigen nehmen, die wissen, wie es den Schaffenden zu Mut ist. Im Urteil aber der Ebenbürtigen gilt nur eines: die Tat, das Werk — ob es der Haß getan hat oder die Liebe: gleichviel!

Ein Spinoza hat gemeint, der Haß könne nie etwas Gutes sein. Was hat uns aber der Haß schon geschaffen! Man muß Kleistens „Hermannsschlacht" und muß auch seinen „Katechismus für die Deutschen" lesen, diese Großtaten heldischen Hasses, die unvergänglichen. Hätte denn er human sein sollen und objektiv, da er die Welschen in Deutschland hausen sah?

„Alle Triften, alle Stätten,
färbt mit ihren Knochen weiß;
welchen Rab und Fuchs verschmähten,
gebet ihn den Fischen preis;
dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
laßt, gestäuft von ihrem Bein,
schäumend um die Pfalz ihn weichen
und ihn dann die Grenze sein!"

Er wußte, wie ein heldisches Volk seinem aufsässigen Erbfeind entgegentreten muß, wie es einzig ihm entgegentreten darf:

„Schlagt ihn tot, das Weltgericht
frägt euch nach den Gründen nicht!"

Aus solchem Haß kommen die Taten, welche die Weltgeschicke schmieden. Der schöpferische Haß eines Kleist ist tausendmal mehr wert als die sogenannte Menschenliebe der Gegenwart, diese Spittelseligkeit der Lendenlahmen. Da hat eine Frauenliga für — ich weiß nicht mehr für was — für Kultur oder für Fortschritt oder für Kultur und Fortschritt oder für irgendein anderes Schlagwort der Zeit sich an die Menschheit gewandt mit der Bitte, den Knaben doch

zu Weihnachten keine Bleisoldaten mehr schenken zu wollen, das heiße den Haß in zarte Seelen legen — die Frankfurter Leibzeitung der Neudeutschen kann das Beispiel nur warm empfehlen. —

Man kann Geschmacksgründe gegen die Bleisoldaten anführen; hierauf zielt jedoch eine solche Kundgebung nicht: worauf es abgesehen ist, das ist die langsam heimliche Entmannung unseres Gemüts, und erreicht soll sie werden durch jenen Geschwätzvorrat menschheitelnder Redensarten, die den Haß als etwas Entsetzliches und Abscheuliches hinstellen wollen und überall die Kraft des Hassens gehässig verfolgen.

„Kein Wort ward so voll Lug und List,
wies heut das Wörtlein Liebe ist,
damit verhüllt man satansklug
seins Willens Schwachheit und Betrug."

(Ibsen, Brand.)

Das Zeitalter ist weibisch — das erkennen wir immer mehr. Mit weibischer Heimlichkeit werden die Grenzen alle verwischt, die Marksteine verdeckt und versteckt, die Mensch und Tier, Mann und Weib, Gut und Bös, Volk und Masse, Schöpfergeist und Flachkopf, Rasse und Rasse, Gesittung und Gesittung getrennt haben. Ein großes Verstehen und Verzeihen und Verwischen ist im Verzug und seine Späher, die es vorausgesandt hat, heißen: Menschenliebe, gebildeter: Humanität, Völkerverbrüderung, freie Liebe, freies Spiel der Kräfte, Frauenbildung, Menschheitsgewissen, freie Bahn dem Tüchtigen.

Ein Frauenverführer hat aus seiner Erfahrung einmal verraten, daß grenzverschwommene Bilder und Begriffe, geschickt zusammengestellt, die besten verführenden Worte seien: „Ozean", „Stern", „Ewigkeit" hätten verführende Kraft. Das Zeitalter

ist ein Weib, es liebt das Grenzverschwommene und ist gleich verführt, wenn man ihm von Freiheit, Fortschritt, ewigem Frieden und solchen Dingen redet. Es sind alles die grenzverschwommenen Schlagwörter, die unsere Zeit dahin gebracht haben, daß sie — wie man es treffend gefaßt hat — aufs beste gelernt hat, warm besorgt zu sein für Verkommene, Verbrecher, Haltlose, Schwachsinnige, Huren und Arbeitsscheue, während die großen Schaffenden, die Menschen, die um Erfüllungen rangen, im Elend gestorben sind. Von diesen Stummgestorbenen will die Zeit nichts wissen und weist beredt auf die hohen Summen für „Kulturzwecke" hin, die sie gezahlt habe, und preist ihre Ministerien für Volksbildung, also ihre Einrichtungen, an.

Das ganze Zeitalter — das haben wir gesehen — pflegt Einrichtungen statt Gesinnung und spricht bei deren Betrachtung viel von Menschenliebe. Vom Haß behauptet es, ihn habe es überwunden. Und hat doch nie die Kraft zum Hassen gehabt! Gegen den Haß geht der Zeitgeist gerne naturwissenschaftlich vor und erklärt ihn für atavistisch, für einen Rückfall ins Urmenschliche, ja ins Tierische, für eine Schande, wo er sich etwa bei einem „intelligenten" Menschen regen wollte. Ein „intelligenter" Mensch soll sich zu gut sein für den Haß, er soll „sachlich" auftreten, besser: „objektiv". O diese Intelligenten und Gebildeten der Zeit: Vielwissen und Schlaffwissen! Wie das Leben, so das Wissen: eine Technik, ein Verfahren, wenns hoch kommt das Eingeständnis: Wissen ist Macht — was indessen der Gegenwart so viel bedeutet wie: der Gewitzte machts!

Man kann in allen Zungen reden und Sprachwissenschaft getrieben haben — besonders in Deutschland überschätzt man den Vielsprachigen — und doch

gefühllos sein für den Bau der deutschen „Haupt- und Heldensprache“ (Fischart), wie eine frühere Zeit die deutsche Sprache genannt hat. Man kann Musikgeschichte aller Völker getrieben haben und doch versagen vor einem Volkslied. Man kann Kulturgeschichte aller Völker getrieben haben und nicht spüren, wieviel Kultur aus den Zügen eines Bauern spricht, und daß der zeitechte Geist der Gegenwart kulturlos ist.

Wozu die Beispiele: die Gegenwart zankt sich viel um Bildung, zahlt für eine Reihe von Bildungseinrichtungen hohe Summen, ist ebenso wissensgierig, wie ehrfurchtslos und so aufgeklärt, daß sie das Schaudern, das Goethe „der Menschheit bestes Teil“ genannt hat, gänzlich verlernt hat. Das Wissen hat sich in die Breite ergossen, und doch und vielleicht gerade darum hat das Zeitalter bei allem Bildungsaufwand das Erbe an Gesinnung, das unsere Väter errungen haben, um eine taube Nuß preisgegeben. Die Gebildeten der Gegenwart haben einen Fluch über sich, darum daß all ihre Bildung ein Möblieren ihrer seelischen Hohlräume ist und nichts mehr. Und gerade die Gebildeten sind es, welche von Objektivität und Humanität überlaufen, sie sind es, die aus dem hohen Wort „Liebet eure Feinde“ lendenlahme Gesinnungslosigkeit gemacht haben, die — so sind sie richtig erkannt worden — die Kraft zum Neinsagen nicht mehr in sich finden, weil ihnen alle Grenzen verwischt sind. Aus dieser Schlaffbildung und diesem Allverzeihen macht die Dichtung der Zeit ihre Erzeugnisse zurecht. Höhnisch klingt es, wenn der Fachausdruck „Helden“ auch auf die Bühnenschwächlinge dieser Dichtung angewendet wird, auf die Schwächlinge, die man human verstehen und denen man alles verzeihen soll. Die Kraft zum Neinsagen

fehlt. Vor allen Entscheidungen — Entscheidungen schmieden die Seele — vor allem Alles-oder-nichts, vor allem klaren Links-oder-rechts, ergreift das Zeitalter die Flucht — Gabriel Schillings Flucht!

Die Bildung des Zeitalters hat ihr gut Teil Schuld an dieser Fluchtgesinnung, sie hat erschlafft statt gestählt, ermattet statt erfrischt, sie hat immer wieder den Geist der Objektivität großgezogen, der schließlich zur Fluchtgesinnung verholfen hat.

Die besonnene Ruhe, der tiefe Gerechtigkeitssinn unseres nordischen Blutes, ist so im Lauf unserer Geschichte zur Gesinnungslosigkeit unseres Zeitalters entartet. Die allzu gerechte Besonnenheit ist ein Fehler am deutschen Wesen. Klopstock hat ihn als Fehler erkannt:

„Nie war gegen das Ausland
ein anderes Land gerecht, wie du.
Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug,
zu sehen, wie schön dein Fehler ist!"

Seit Klopstocks Zeiten ist es immer ärger geworden. Bismarck hat es im Politischen erlebt und hat wieder und wieder warnen müssen: „Die Neigung, sich für fremde Nationalitäten und Nationalbestrebungen zu begeistern, auch dann, wenn dieselben nur auf Kosten des eigenen Vaterlands verwirklicht werden, ist eine politische Krankheitsform, deren geographische Verbreitung sich auf Deutschland leider beschränkt."

Wie viel am Einheimisch-echten zu übende Kraft haben wir am Fremden vergeudet! Die weite Aufgeschlossenheit, der einfach-harmlose Sinn des Jugendfrischen, ist dem nordischen Menschen zum Verhängnis geworden. Wie Hans im Glück ist der deutsche Mensch durch die Geschichte des Abendlands gegangen — immer das bessere, einheimische Gut hingebend für das mindere, fremde Gut:

Wir haben die heimischen Runen hingegeben für die Lateinschrift — aus der nordischer Geist zwar wieder die gotische, die deutsche Schrift, gebildet hat — wir haben den harten, heldischen Stabreim hingegeben für den weichen Endreim — den heldischer Geist zwar wieder härten gelernt hat — wir haben die hohe Gesittung unseres Heidentums hingegeben für ein Christentum, das entartet war, das uns aus der Völkerverwesung des Südens in Unreinheit zugekommen war. Die hohe heidnische Gesittung der Wikingszeit haben wir dahingegeben, wie wir das unvergleichliche nordische Schlingband (Tierornament) für minderwertige südliche Schmuckformen dahingegeben haben. Wir haben den deutschen Staatsbegriff der ersten deutschen Kaiser dahingegeben um den für uns so falschen Staatsbegriff eines römischen Reiches deutscher Nation, der uns herrliche Kräfte vergeudet hat. So haben wir in der Folge das heimische deutsche Recht gegen das römische Recht eingetauscht, damit den Grund legend zum Elend unserer heutigen kapitalistischen Verhältnisse, damit den deutschen Königsgedanken aufgebend gegen einen fremden Majestätsbegriff. So haben wir die gotische Kunst unseres nordischen Blutes aufgegeben gegen die fremde Renaissancekunst, damit den Schacht des tieferen Kunstempfindens verschüttend. So haben wir weiter im 16. und 17. Jahrhundert immer wieder Deutschheit auf Deutschheit hingegeben und immer wieder nur für Welschheit, im 18. Jahrhundert wiederum „deutsche Art und Kunst" für Griechentum, deutsche Staatsgesinnung für Weltbürgertum und so immer weiter, und vor allem seit dem Zeitalter der Revolution das tüchtige „Bestreben" unserer Väter gegen die lärmende „Forderung" eines Zeitalters der Presse.

Endlich hatten wirs erreicht, daß ein Strohhut oder Handschuhe und Stiefel und andere Waren erst dann etwas galten, wenn sie mit London oder Paris gestempelt waren. So haben unser Weltbürgertum, unsere Menschheitsgedanken, unsere Objektivität und Humanität es dahingebracht, daß wir widrig und verächtlich geworden sind unter den Völkern. Bismarck hatte gewarnt und gewarnt: „Ich möchte den Herren, die so gern ihre Ideale jenseits der Vogesen suchen, eins zur Richtschnur empfehlen, was den Engländer und Franzosen auszeichnet, das ist das stolze Gefühl der Nationalehre, welches sich nicht so leicht und so häufig dazu hergibt, nachahmungswerte und bewunderte Vorbilder im Auslande zu suchen, wie es hier bei uns geschieht." Hebbel schon hatte erkannt, wie verächtlich unser Weltbürgertum sei: „Was machte uns denn in ganz Europa verächtlich? Warum erhielten wir den philosophischen Ehrentitel? Doch wohl nur unseres frühreifen Kosmopolitismus wegen, der uns unter lauter Egoisten den Großmütigen spielen, uns oft Degen und Scheide zugleich verschenken ließ. Ich dächte, es wäre einmal Zeit, ihn zu verabschieden; wir brauchen nicht zu besorgen, daß er irgendwo anders engagiert wird, wir können den Liebling zu jeder Stunde wieder haben."

Wahrlich, es wäre an der Zeit, sich darauf zu besinnen, daß einer, der handeln will, den Mut zum Entschluß finden muß und einer, der groß handeln will, auch den Mut zu kühnlichem Haß. Es ist leicht, sich als Weltbürger und Allversteher und Allverzeiher zu geben, wenn man die Kraft zu einem Entweder-oder nicht findet und zu einem festen Neinsagen, und nur der kennt den Überwall der Liebe, der haßentbrannte Tage gelebt hat. Die sogenannte

Menschenliebe eines Lauen ist eher eine Fäulnis der Seele. Der Edle aber will auch seines Hasses leben. Luther sagt einmal: „Dieses Leben ist nicht eine Gesundheit, sondern ein Gesundwerden, nicht ein Wesen, sondern ein Werden, nicht eine Ruhe, sondern eine Übung. Es glüht und glänzt noch nicht alles, es fegt sich aber alles.“ — Solch eine gesundende, übende, fegende Kraft ist der Haß, gleichsam ein Sinn zum Erkennen der Welt. Urmenschlich fühlt sich der Hassende und das ist kein Vorwurf, wie das gebildete Zeitalter wähnt, sondern das heißt: er fühlt sich rotblütig, urganz, unbesiegbar und wie Hagen von Tronje todverlachend. —

Der Haß ist ein Sinn der Seele. Es gibt kein Ganzes, wo ein Sinn fehlt, und der Mensch soll ein Ganzes sein. Die Leidenschaften alle sind uns zur Zucht gegeben, und ein rechter Haß kann Edle ziehen, weil er der Erbfeind ist alles Schlaffen und Müden. Spürt ihn nur, wie er lebendig macht, wenn ihr den Helm euch fester bindet, wie er alle Zwiespälte und Halbsüchte, allen Seelentand, wegbrennt in einem Nu, und einen Starken aus euch schmiedet, den es nach Taten verlangt! An ihrem Hassen sollt ihr sie erkennen, denn ein Mann taugt so viel wie sein Haß.

Daß unsere Gegenwart sich nur aufs Gehässige versteht, das macht sie so erbärmlich. Der Hassende ist immer reich gewesen, denn Haß ist Jugendkraft.

„Gib ungebändigt jene Triebe,
das tiefe, schmerzenvolle Glück,
des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
gib meine Jugend mir zurück!“ (Goethe, Faust.)

Schöpferisch und siegeskräftig ist heldischer Haß, ob er auch ausrotte und brenne! Der Held darf zerstören, weil er sich in den Anfängen und einen Schöpfermut in sich weiß. Er ist der Baum, der Licht

braucht für seine Äste und sich recken muß und ist der gute Baum, der gute Früchte bringt zu seiner Zeit.

Der Haß des Helden ist schöpferisch, ob er in seiner Brust brenne oder über seinen Feind komme: der Sinn ist immer die Tat. Doch schwerste Siege sind seinem Haß in eigener Brust bereitet und heißen: des Helden Sittlichkeit. Wir werden davon hören.

Es wird kein Heil und kein Anfang sein, ehe sich unsere Zeit des Hasses Kraft wieder geschaffen hat. Dazu bedarf es einer anderen Bildung als der unserer Zeit. Die Bildung unserer Zeit ist immer nur Vielwissen gewesen und hat zur Lebensführung nie getaugt.

Eine als altmodisch verlachte Zeit hat von Lebensführung geredet — „des Lebens ernstes Führen" hat Goethe geschrieben. Das Wort mag noch bestehen, der Sinn ist verloren. Sein Leben führen, das heißt: den Dingen von sich aus ein Gesetz zu geben und nicht von den Dingen bestimmt zu sein. Der Mensch unserer Zeit vermeint zwar, dem All durch die „riesenhafte Entwicklung der Technik" sein Gesetz zu geben, aber wie jämmerlich hängt der Mensch von seiner Technik, seinen vielen Verfahren, ab. Ein Inder des reinen Blutes kann in Bedürfnislosigkeit und fast ohne Besitz das Leben eines Schauenden führen, und diese Weisheit der arischen Inder, vor der unsere Gelehrten ehrfürchtig stehen, stammt von Menschen des einfachsten Alltags. Wir wären Bruchstücke, würden uns wirklich als die „Fabrikware der Natur" erweisen, vor der Schopenhauer so erschrocken ist, müßten wir einmal so einfach leben wie ein indischer Weiser. Die Technik hat unsere Seelen schon halb verzehrt, und dieses „Zeitalter der Technik" dauert noch an und wir sind recht ferne

davon, die Meister der Technik zu sein, die der Führung des eigenen Lebens ebenso gewachsen sind, wie der Handhabung der tausend neuen Verfahren.

Der Inbegriff einer Lebensführung verlangt es vom Menschen, daß er gleichsam um die platonische Idee seiner selbst gerungen habe, daß er um sein ewiges Gesetz weiß, auf daß er in allen Wendungen des Geschicks der Herrscher seines Willens und der Gestalter seiner Umwelt bleibe.

Der Mensch unserer Zeit nennt sich selbst in seiner Bastardsprache „ein Produkt des Milieus" und gab sich in seiner Schriftstellerei alle Mühe, das den Menschen bestimmende „Milieu" recht genau abzuzeichnen. Das Zeitalter kennt keine Lebensführung, die etwas Männliches wäre, es kennt nur ein Stellungnehmen zu allen Vorkommnissen, das weibisch ist. Man wartet ab, wohin „es" führen wird und, da man sich für gewitzt hält, hofft man, überall „eine gute Figur zu machen" und allen Menschen und Ereignissen gegenüber „die richtige Stellung zu finden". Der Mensch dieser Zeit erinnert mich immer wieder an die Kaffeehausbesitzer in der Zeit vor einer Reichstagswahl, die es mit niemand verderben wollen und daher einen Vorrat geschickt gewählter und unverbindlicher Redensarten mit verbindlichem Lächeln vorbringen, Stellung nehmend jetzt zu dem, was ihr Zentrumsgast sagt, jetzt zu dem, was ihr demokratischer Gast sagt, jetzt zu dem, was ihr kommunistischer Gast sagt. Ihn sichern ja seine gefällige Art und das geheime Wahlrecht, wie den Menschen unserer Zeit seine gefällige Art und sein schläfriges Gewissen. Der Kaffeehausbesitzer fühlt sich zu keiner bindenden Äußerung verpflichtet und der Mensch unserer Zeit nicht zu einer Lebensführung.

So kommt bei allem geschickten Stellungnehmen

kein Schicksalsgefühl in diese Menschen. Was Gestalten seiner selbst und seiner Umwelt heißt, verstehen sie nicht. Aus eigener Kraft eine neue Gewißheit zu wollen, ist ihnen fremd. Sie stehen in tausend Beziehungen und nie an einem Anfang, nehmen tausendmal Stellung zu dem und jenem, ihr ganzes Leben ist Rückwirkung auf Geschehnisse und nie Auswirkung eigener Kraft.

Es versteht sich, daß jeder Geistige erst seine Stellung nimmt zum Vorhandenen; aber es kommt darauf an, ob das sein ganzes Werk oder den größten Teil seines Werkes ausmacht oder ob dieses in Anfänge hinaustritt. Goethe und Kant sind nur zum geringsten Teil erklärt, wenn man beschreibt, wie sie den Rationalismus ihrer Zeit erkannt und überwunden haben, und Platons Werk ist mehr als die Überwindung sophistischer Meinungen.

Die Bildung unseres Zeitalters hat uns nur zum Umwerten, höchstens zum Umwerten, hingeleitet. Die Bildung und Erziehung des 19. Jahrhunderts hat erschlafft statt gestählt, ermattet statt erfrischt und hat uns harmlos gemacht statt streitbar und rüstig zur Schöpfung. Wir sind objektiv gewesen, wo wir hätten hassen sollen, und verzeihend, wo wir hätten verdammen sollen. In einem tüchtigen Buch aus dem Jahre 1831, in dem noch heute Vieles unveraltet ist, im „Briefwechsel zweier Deutschen“ von Pfizer, steht das Wort: „als Stapß in Schönbrunn den bekannten Mordversuch auf Napoleon gewagt hatte, glaubte dieser, eine solche Gesinnung sei unter der deutschen Jugend allgemein und werde in jeder Schule gelehrt, ohne Zweifel, weil er fühlte und von Spanien her wußte, daß einer Nation nichts natürlicher ist als Haß gegen den Feind und Zerstörer ihrer Nationalität. — Wie beruhigt hätte er aber in dieser

Beziehung sein können, wenn er unser humanistisch-philologisches Erziehungssystem gekannt hätte."

Es ist hier nicht die Stelle, vom Nutzen und Schaden unserer humanistisch-philologischen Bildung zu handeln. Ziele der Erziehung sollen im zweiten Teil dieses Buches gewiesen werden. Die Bildung des 19. Jahrhunderts hat uns „des Hasses Kraft" entwunden. Das kennzeichnet sie genug! Nur so viel sei an dieser Stelle gesagt, daß die englische Bildung, die auf Lebensführung zielt, tauglicher ist — mögen sich auch viele deutsche Gebildete über englische Bildung erhaben fühlen. Wenn die englische Schule wirklich dem jungen Engländer lehrt, daß andere Völker zwar hin und wieder Glück gehabt und dies und jenes achtbare Stück zustand gebracht hätten, daß aber nur der Engländer der Kerl sei, dem Ehre gebühre und daß deshalb Engländer zu sein um so mehr verpflichte — hat die englische Schule nicht recht getan? — Uns gedeih es zur Lehre; das heißt: nicht zur Nachahmung, vielmehr zu besonnener Einsicht.

Erst wenn der Haß — der heldische Haß — wieder gelehrt werden darf, wird ein Anfang sein über Deutschland!

Die heldische Sittlichkeit.

Der Held steht in den Anfängen einer Welt. — Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts, das uns „Objektivität" und Fluchtgesinnung gebracht hat, lebte der Denker, der am leidenschaftlichsten, fast gewalttätig, um den heldischen Gedanken gerungen hat: Johann Gottlieb Fichte. Allein von seinen „Reden an die deutsche Nation" könnte ein heldisches Volkstum der Deutschen ausgehen. — Er hat die Welt begriffen als den versinnlichten Stoff unserer Pflicht. So in die Welt zu blicken, das heißt in den Anfängen stehen: die Welt vor sich und den Drang zu Seiner Welt in sich, der Pflicht gewiß! So gestaltet sich ein Schicksal. Wer die Welt begriffen hat als versinnlichten Stoff seiner Pflicht, der fragt nicht nach dem Urteil seiner Mitwelt und denkt nicht das Schongedachte, fühlt nicht das Ofterlebte, sondern beginnt seinen eigenen Tag der Bestätigung. So könnte von jedem Helden eine Gesittung der Tüchtigkeit ausgehen, sich auswirkend in Staats- und Geistesleben. Der Held will sich selber treu und stets der Gleiche bleiben. Darum könnte der Grundsatz seines Handelns so lauten, wie ihn Fichte aufgestellt hat: „Handle so, daß du die Maxime deines Willens als ewiges Gesetz für dich denken könnest." Das ist der Gedanke der Stäte, den Wolfram von Eschenbach im „Parzival" gekündet hat. Aus den Kräften seines Gemüts die eine, starke Seele täglich neu zu schmieden, kennzeichnet den Freien.

Die Stäte ist kein Besitz: sie ist eine Aufgabe, das Schildamt des Ritters, von dem Wolfram spricht.

Der Aufgabe des Daseins ist nur der gewachsen, der seinen Willen ewig weiß und „kühn und kalt über den Trümmern des Weltalls" (Fichte). Die Unstäte in sich zu überwinden, mit den Zweifeln in sich zu ringen, das Ja und das Nein zu finden, sein Alles-oder-nichts zu ergreifen oder, mit einer gewissen Umbildung platonischen Ausdrucks gesprochen, das weiße, steil emporstürmende und das schwarze, hinabziehende Seelenroß, das des Geistes und das der Sinne, die beiden edlen Tiere, vor dem Wagen seines Schicksals zu einer stäten, hinanführenden Fahrt zu zügeln — das ist Sittlichkeit, und wer sollte ein herzhafterer Wagenlenker sein als der Held!

An uns ist es, herzhaft zu werden wie er. Zu überwinden gibt es genug; zu allererst den Zeitgeist, der in uns allen brütet, einem Lindwurm gleich, den nur ein ganzer Mann erschlagen wird. Ich fürchte: es gibt ein ganzes Gezücht von Lindwürmern für jeden von uns zu bestehen, wenn es nicht schon zu spät ist. Der Taumelgeist des Zeitalters wird bald die Gewissen alle angefressen haben, und dann ist es zu spät! Dann ist alles Volk Masse geworden und Schlamm, und das Leben, das ein Schicksal war, nichts mehr als eine Art Aufregung, was wohl die nächste Werbetrommel der Zeit lärmen werde. Der Teufel war früher langsamer, jetzt sendet er seine Werbetrommler einen hinter dem andern durch die Straßen der Großstädte, deren Geist Allmacht geworden ist. Er hat schon Fausten bereden wollen, liberal zu denken, statt eines Schicksals die Aufregung zu wählen und Kapitalist zu werden:

„Ich suchte mir so eine Hauptstadt aus,
im Kerne Bürger-Nahrungs-Graus,
krummenge Gäßchen, spitze Giebeln,
beschränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln;

Fleischbänke, wo die Schmeißen hausen,
die fetten Braten anzuschmausen;
da findest du zu jeder Zeit
gewiß Gestank und Tätigkeit.
Dann weite Plätze, breite Straßen,
vornehmen Schein sich anzumaßen;
und endlich, wo kein Tor beschränkt,
Vorstädte grenzenlos verlängt.
Da freut' ich mich am Rollekutschen,
am lärmigen Hin- und Widerrutschen,
am ewigen Hin- und Widerlaufen
zerstreuter Ameis-Wimmelhaufen.
Und wenn ich führe, wenn ich ritte,
erschien ich immer ihre Mitte,
von Hunderttausenden verehrt."

Faust aber hat die Massen der Städte erkannt:

„Das kann mich nicht zufriedenstellen!
Man freut sich, daß das Volk sich mehrt,
nach seiner Art behäglich nährt,
sogar sich bildet, sich belehrt —
und man erzieht sich nur Rebellen."

Noch einmal wirbt Mephisto:

„Dann baut ich, grandios, mir selbst bewußt,
am lustigen Ort ein Schloß zur Lust.
Wald, Hügel, Flächen, Wiesen, Feld,
zum Garten prächtig umbestellt.
Vor grünen Wänden, Sammetmatten,
Schnurwege, kunstgerechte Schatten,
Kaskadensturz, durch Fels zu Fels gepaart,
und Wasserstrahlen aller Art;
ehrwürdig steigt es dort, doch an den Seiten,
da zischt's und pißt's in tausend Kleinigkeiten.
Dann aber ließ ich allerschönsten Frauen
vertraut-bequeme Häuslein bauen;
verbrächte da grenzenlose Zeit
in allerliebst-geselliger Einsamkeit.
Ich sage Fraun, denn ein für allemal
denk ich die Schönen im Plural."

Da weist ihn Faust ab mit dem herrischen Wort:
„Schlecht und modern! Sardanapal!" — Es ziemt

dem Helden an Taten zu denken, an Herrschaft und Eigentum — so Faust, der es erkannt hat: „Genießen macht gemein!“, der den Taumelgeist des Zeitalters in sich überwunden hat. Unsere Zeit ist dem Taumelgeist mit Haut und Haaren verfallen. Darum ist unter ihren Händen alles so stinkend geworden:

Aus dionysischer Lust ist etwas geworden, was sie Schiebetänze nennen — die Gebildeten haben ausländische Namen dafür. So hat man den Adel des Tanzes, den eine frühere Zeit besessen hat, dahingegeben für Tänze ohne Anmut. Aus der edlen Entfesselung der Sinne, die eine alte Zeit gekannt hat, sind die vielerlei Unzuchtsverfahren des Genießers geworden — das Leben eine Technik und damit auch die Unzucht ein Verfahren, nach Angebot und Nachfrage geregelt, kapitalistisch bestimmt, mit dem Wirklichkeitsmenschen der Zeit sachlich geworden, „pathoslos“. Die Unzucht früherer Zeit konnte doch noch ein Erlebnis werden, hatte ihren eigenen Spaß, ihr schenkelklatschendes Pathos und ihre bunten Galgenvögel, die etwas opfern konnten, damit es herrlich am grauen Morgen in einer Gosse endete — die Zeit hat auch das verlernt in ihrer Sachlichkeit. Dem „tumben Brüderlein“ geht es kläglich, es will schlemmen:

„Hätt ich das Kaisertum,
dazu den Zoll am Rhein,
und wär Venedig mein,
so wär es alls verloren,
es müßt verschlemmet sein!“

Aber es findet höchstens ein paar Spießbürger, die das tumbe Brüderlein wie einen Hanswurst stumpf begrinsen — sie würden es ja nie begreifen, welcher Überschwang in ihm ist. Oder es findet ein paar Vorbestrafte, die sich zahlen lassen.

Die großen Sinnesfrohen früherer Zeiten sind dahin: Hafis ist tot, und lebte er, den Reinen würde der Schmutz ersticken. Franz Villon ist tot — er war der Genosse von Verbrechern und wurde selbst zum Mörder, aber er blieb ein Begeisterter und ein Dichter sein Leben lang. Was sollte er heute unter den kahlen Verbrechern, die wissenschaftliche Verfahren ausnützen? Till Eulenspiegel ist tot, Franz Rabelais ist tot — die saftige Zote ist in unserer Zeit lüstern und der Witz schal oder geifrig geworden. Der Freiherr von Münchhausen ist tot — man lügt heute zwar viel, aber immer nur zu „praktischen" Zwecken. Das tumbe Brüderlein ist tot, die Saufbrüder, die frommen Landsknechte, sind tot.

„Ei wird ichs dann erschossen,
erschossen auf breiter Heid,
so trägt man mich auf langen Spießen
ein Grab ist mir bereit,
so schlägt man mir den Bummerleinbum,
das ist mir neunmal lieber
als aller Pfaffen Gebrumm!"

Der letzte Bummerleinbum ist schon lange verklungen. Das deutsche Bier strömt noch, aber in andere Kehlen, das Zeitalter hat es verlernt, seine Räusche zu einem Großwitz von Gottes Gnaden schöpferisch zu gestalten. Der Berauschte der Gegenwart verrät sich und den Zeitgeist so widerlich, daß der Edle sich wendet. — Die Kraft ist dahin, Lust als Schicksalsmacht zu erleben. Don Juan ist unmöglich geworden. Es gibt einige Gecken, die sich für große Verführer halten, sie übersehen nur, daß es am „modernen Weib" nicht viel zu verführen gibt und vor allem, daß oft nur ihr Geldbeutel verführt, nicht einmal ihre Bügelfalte. Was weiß die Zeit überhaupt noch von Don Juan? — der seine Lust als sein Schicksal

erlebt und den Genuß als seine Erkenntnis. Was weiß unsere Zeit von dem Mut, der dazu gehört, bei scharfem Geist und edlem Blut, bei tiefem Wissen um Schuld und Sühne, das Leben von den Sinnen aus begreifen zu wollen und mutig in Lust und Frevel durchzuleben bis zum Zerschellen am Handschlag des Steinernen Gastes! Die Zeit ist ja lendenlahm und Lendenlahme kennen nur halbe Lust und schale Genüsse — mit denen drückt man sich leichter am Gewissen vorbei, dem man seine Widerlichkeiten als „kleine Fehltritte" und „Seitensprünge" angibt. —

Man mißverstehe nicht: die Gestalt Don Juans ist hier nicht etwa als eine Gestalt heldischen Lebens hingestellt. Don Juan hat nie um die Verantwortung des Edlen gewußt und steht aller jener Liebe bar, die heldische Liebe genannt worden ist. Er frevelt. Aber dennoch: er frevelt ganz und das sinnliche Erleben ist ihm wie Fausten „nur ein Gleichnis". Zu tun ist es ihm um die Erkenntnis der Welt, und er glaubt, einmal doch Erkenntnis im Genuß erfassen zu können. Er weiß um den Fluch seiner Art.

Man verstehe so: Einer früheren Zeit war es gegeben, in solcher Gestalt Fluch und Größe zu sehen, in diesem Leben Schicksal, Schuld und Sühne zu ahnen und um die Vergeltung jenes Steinernen Gastes zu wissen. Unsere Zeit hingegen frevelt nicht, sie läßt sich nur gehen; sie sucht nicht, durch die Lust der Sinne zu erkennen, sie sucht nur widerliche Anregungen einer widerlichen Sinnlichkeit. Der Schmutz überzieht alles zeitechte Treiben. Aufrichtigkeit fehlt im Genießen wie im Handeln. Und damit ist auch das Sinnenleben der Zeit zum widerlichsten Sinnenleben unserer Geschichte verkommen. — Das sollte Don Juans Gestalt erweisen.

Ibsen hat in „Kaiser und Galiläer" das Sinnenleben unserer Zeit durchschaut. Wollte ein Mann wie Kaiser Julianus im Dienste schöner Götter Feste feiern der reinen Lust, so fände er statt erglühender Weiber nur Hurenpack, das bezahlt sein will — denn aus dem Leben, das früher ein Schicksal war, ist ein Verfahren geworden. Die Lust der Sinne wie der Haß kann aus niederträchtigem oder aus edlem Blut kommen, und auch darin steht es wie beim Haß: es kommt auf die Gestaltung an. Es kommt darauf an, ob die Sinne den Menschen haben oder der Mensch die Sinne, ob das schwarze Seelenroß mächtiger ist als der Lenker oder ob der Zügel in fester Hand ruht. Die Sinne sind edel, die Gesinnung kann niederträchtig sein. Das schwarze Seelenroß ist herrlich wie das weiße, der Lenker kann ein Schwächling sein.

Hier sind die Siege bereitet, die den Helden bestätigen. Er steht in den Anfängen und seine Sinne sind frisch. Wir haben erkannt: er ist urmenschlich, d. i. rotblütig, ganz, stark und unverzagt, durch sein Herz strömt ein wildes Mannesblut, das Schöpferische ist sein Wesen, das Zeugungstüchtige. Ihm ist die Lust eine Schicksalsmacht, und die stärkste Lust ist sein männlich Verlangen zum Weibe. Er ist der Erdgeborene, der einfach denkt und auf Brautraub sinnt: er glaubt die Weibesschönheit für sich bestimmt, weil er die Taten hat.

So mag sein wildes Blut ihn in den Urstreit schleudern des Geschlechtlichen und mag ihn ringen lassen um den Sinn von Mann und Weib, der zu erleben ist, nie zu erklügeln. Ein Urstreit ist es und es fallen viele, aber es ist ein Streit und ein Held ist streitbar. Es ist ein Streit der Sinnlichkeit, die des Teufels werden kann; aber laßt den Helden nur den

Feind wittern: er wird den Helm schon fester binden, den Kampf erheben und das Feld gewinnen. Und auf dem Feld der Sinnlichkeit wird er Gesinnung ernten. — So, im Ringen dieser Kräfte, da in einem heldischen Leben zuerst das Werk gilt und der Geist der Verantwortung, entsteht die sittliche Spannung. Sittlichkeit ist weniger ein Zustand als ein Kampf.

Es liegt im Wesen der geschlechtlichen Kräfte, die ein Teil des Menschen sind, daß sie fessellos ausbrechen wollen. Darin liegt die Fragwürdigkeit der Ehe für manche Männer heldischen Blutes begründet, wenngleich der Verantwortungsbewußte die Einehe als Aufgabe erleben wird, um so tiefer, je mächtiger das männliche Blut in ihm strömt.

Es ist nichts damit gewonnen, die Wahrheiten des geschlechtlichen Lebens verhüllen zu wollen. Es ist wirklich eine Erfahrung manches sinnenkräftigen Mannes, der sich ein Weib genommen hat, daß der Reiz anderer Frauen zuweilen mächtiger auf ihn wirkt als das leibliche Wesen seines eigenen Weibes. Und es ist eine Erfahrung manchen Weibes, das ein voller Mensch ist, daß es mit wildschweifenden Mächten seines Blutes zu ringen hat, wenn es die rechte Treue halten will. Das Wesen des Geschlechtlichen im Menschen ist die Lust am schrankenlosen Ausbruch der Sinne, kost' es auch Leben und Würde, und dieser Wille kann an sich nicht schlecht geheißen werden, denn zur Lebendigkeit ist er als ein Teil unserer Bestimmung in uns gelegt. Es muß auch ausgesprochen werden, daß Don Juan und daß Carmen ihr Dasein als ein Schicksal leben und daß sie echte Menschen sind, aufrichtigeren Wesens als die vielen schmächtigen und wohlanständigen Bürger, die sich als Gerechte vorkommen und nur jämmerlich sind.

Es muß ferner ausgesprochen werden, daß die Ehe ein Verzicht sein kann und einzelnen Menschen reichflutenden Wesens immer ein Verzicht ist — ein Verzicht auf viele Lebendigkeit, die des Erlebens wert ist. Im Wesen des Menschen liegt es, daß er vollebendig die Kräfte spüren will, die alle als ein Verlangen in ihm wirken, daß jede Kraft seines Blutes ihr Erleben haben will, das reich sein soll. Es liegt aber im Wesen der Ehe, daß die beiden Menschen, die sie schließen, zuweilen nicht die Kräfte des anderen alle zur Lebendigkeit rufen können, und wird es gefühlt, so gibt es ein Entbehren und daraus einen Verzicht oder es gibt einen Abbruch der Ehe — beides kann heldisch sein. Es heißt den Helden nur zur Hälfte sehen, wenn man den Wuchs seines Leibes vergißt, der die Hälfte seines Schicksals bedeutet. Es ist heldische Weltanschauung, die es aussprach:

„Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste."

(Hölderlin.)

Als der Lebendige geht der Held seinen Gang und spürt es in allen Sinnen, daß alles Erleben ihn zum Reichtum des Leibes und der Seele werden muß. Daher seine reine Freude an leiblicher Kraft, sein Verlachen aller Hirnmenschen und aller, die den Sinnen mißtrauen, seine Unlust an dem, der kein starker Esser ist, sein unbändiger Mut zu jedem Werk der Körperkräfte. Die Kraft seines Leibes, zu der er jeden Morgen neu erwacht, erfreut ihn mehr als eine Weisheit, die man ausdenken kann, auch wenn man kein Held ist. Auch seine Sinne will er lebendig erleben an jedem Tag.

Und doch sucht der Held alles heitere Glück der Nähe, so sehr ihn darnach verlangen mag, erst dann, wenn er seines Werkes gewiß ist; Genuß aber sucht er am allerletzten. Das Wesen der Sittlichkeit und so

auch die Frage nach geschlechtlichem Leben und Ehe bestimmt sich dem heldischen Manne von seinem Werke aus und vom Gedanken an sein Volk.

So muß ihm Einehe doch zum Inbild adliger Lebensgestaltung werden, denn heldischer Geist weiß um Verantwortung, die es erfahren hat, daß Entfesselung nie Gestaltung erschafft, daß Entfesselung seiner selbst dem nordischen Menschen an der Kraft seiner Seele zehrt. Don Juan bleibt Ritter und Carmen bleibt sich selber treu, aber sie haben unter Völkern gelebt, die nichts einbüßen an Kräften der Seele, wenn sie ihr Leben verbrennen wie Fackeln bei einem Fest. Der nordische Mensch ist der sich fragende Mensch, dem es am schwersten gemacht ist. Ihm ist es nicht leicht verliehen, jenseits von Gut und Böse zu leben. Er muß sich entscheiden. Er ist Zeit seines Lebens vor Entscheidungen gestellt und muß täglich neu um seine Freiheit ringen. Darum bleibt ihm in Leben und Kunst Schönheit oft ein ferner Inbegriff, einer seltenen Feier gleich, und manchmal eine Sehnsucht, an der er untergeht. Es scheint, daß Gestaltung aus Schönheit kein Ziel für ihn sein soll, daß jene dionysische Lust nicht in seiner Art liegt; er muß im Stärkeren leben: im Gestalten aus lebendigster M a c h t d e s D a s e i n s g e f ü h l s. Die schwersten Kämpfe sind ihm bereitet, wenn er sich selber treu und stets der Gleiche sein will. Die weiteste sittliche Spannung herrscht in seiner Seele. Nur kraftvolle Gestaltung dessen, was in ihm ist, heißt dem nordischen Menschen heldisches Leben. Entfesselung schwächt ihm die gestaltende Kraft des Gemüts.

Einehe ist ein Ziel der Gestaltung des Geschlechtlichen — auf Gestaltung allein kommt es an, wenn Gesittung erstehen soll. Viel wäre noch über Ehe zu sagen, denn das Gesagte bleibt nur Flächenbetrach-

tung, der Tiefe und Höhe fehlt, solange nicht Ehe gesehen ist als der Wille zu künftigen Geschlechtern, welche die „Große Gesundheit" des Leibes und der Seele haben sollen. Doch ist zu all dem hier nicht Raum genug (und ich habe die Dinge von dieser Seite in meinen rassenkundlichen Büchern und besonders im Abschnitt „Rasse und Gattenwahl" meines „Der Nordische Gedanke unter den Deutschen" zu betrachten gehabt).

Die Ehen unserer Zeit mögen hier unbetrachtet bleiben. Sie sind oft Abmachungen geschäftlicher Art, oft Gewohnheiten aus Herkommen, selten aber Ehen aus Notwendigkeit und Gesinnung. Ehe aber soll sittliche Gestaltung sein und hinblicken auf künftige Geschlechter, und Sittlichkeit ist Gestaltung aus Gesinnung, nicht ein Gemisch aus Herkommen und Halbheit.

Sittlichkeit ist auch nicht entwicklungsgeschichtlich bedingt, wie das Zeitalter sie gerne nimmt. Das Zeitalter schnüffelt herum am Urmenschen, ja schon am Vierhänder, und frägt ihn nach dem Wesen der Sittlichkeit, frägt dann den ganzen Urstand menschlicher Gesittung ab von der Gruppenehe und Hordenzeit der Urmenschenrudel zu den vaterrechtlichen Zuständen umherschweifender Jägerstämme, von da zu den mutterrechtlichen Verhältnissen seßhafter Stämme und so fort durch den Wandel wirtschaftlicher und landwirtschaftlicher Verhältnisse bis auf unsere Gegenwart.

Man frägt ferner nach dem Wesen der Sittlichkeit bei den Eingeborenen aller Erdteile an und erzählt gern, wie man etwa bei den Buschmännern das sittlich nennt, was der Mitteleuropäer unsittlich, und das unsittlich, was der Mitteleuropäer sittlich nennt. Man versteht widerliche Dinge, die man treibt, gern als

einen Rückfall ins Urmenschliche, verzeiht es aber in diesem Falle. Es erhebt sich viel Geschrei um Herren- und Sklavenmoral, um sogenannte Sozialethik, man hat schließlich allen Ernstes eine Ethik des Materialismus und des Monismus aufgestellt und angepriesen — ich fürchte, ihr habt in dem ganzen Treiben nur eines vergessen, daß nämlich Sittlichkeit nicht da oder dort ist und nicht mit äußerlichen Gebärden kommt, sondern daß sie „inwendig in euch" ist, Gestaltung aus Gesinnung kommend. Der Edle weiß es; darum laßt ihn nur vor einem Ja-oder-nein, vor einer Entscheidung, stehen, so ringt er um den Rat.

„Sofort nun wende dich nach innen,
das Zentrum findest du da drinnen,
an dem kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen,
denn das selbständige Gewissen
ist Sonne deinem Sittentag." (Goethe.)

Das heißt seinen „Willen als ein ewiges Gesetz für sich denken" wollen: die mächtige Dauer des einen Weltentages als seinen Sittentag erfahren.

Sich selbst Grenzen zu setzen zwischen Gott und Teufel, Gut und Bös, Haß und Gehässigkeit, Liebe und Schlaffheit, zwischen Geist und Stoff, zwischen Mann und Weib, zwischen Held und Wicht — das ist Manneswerk. Grenzverwischung ist Weibeslaune. Das Zeitalter macht sich ans Verwischen, wo es Grenzen findet, ans Verstehen und Verzeihen, wo es verdammen sollte und sich selbst überwinden. Dazu verhilft ihm sein flacher Entwicklungsgedanke. — Der Entwicklungsgedanke hatte seinen Ort und sein Amt, wo er Gutes wirkt, aber unter den Händen des Zeitalters ist er flach geworden, wertverwischend und weibisch. Er will seine Fäden als eine Schnecke ziehen über Held und Wicht, da beide im Vierhänder

den gemeinsamen Ahn hätten. Der Gedanke an sich ist nicht schlecht, aber der Held ist damit nicht erklärt, nicht einmal der Wicht. Aus einem Dutzend Entwicklungsreihen erklärt sich noch keine einzige Gesinnung.

Es ist ergötzlich zu sehen, wie der Mensch unserer Zeit sich geradezu flüchtet in den Entwicklungsgedanken. Sagt man ihm, der oder jener Angepriesene sei belanglos, so stellt er den Besprochenen, in die Enge getrieben, aufatmend in eine Entwicklungsreihe und weiß ihn in Sicherheit. Der Kammweg im Hauptzug einer Gebirgskette muß oft tief zutal steigen — der Mensch unserer Zeit sieht nur den Kammweg seines Entwicklungsgedankens, den künstlich angelegten, und hat eine solche Freude an ihm, daß er ihn immer besieht und darauf hinweist und gar nicht bemerkt hat, ob er droben auf der Höhe war, wo der weite Ausblick strahlt, oder ob er drunten im Tale stand; er folgt seinem Kammweg, dem Entwicklungsgedanken, wieder hinauf und wieder hinab, und alles ist immer der gleich wichtige Weg, der künstlich angelegte, an dem er sich freut als der Mensch einer zahnlos gewordenen Zeit. — Ich war in einer Ausstellung der angepriesenen, maßgebenden Expressionisten und fand in all der Malerei zwar Großstädtisches, nämlich Morphium, Kokain, Gehirnerweichung, die Aufregung statt des Schicksals, das Ende statt eines Anfangs, die Grenzverwischung statt der Gestaltung — all die bekannten Leichenflecken der Zeit, aber sonst nichts, sprach davon meinem Begleiter, der auf den Leim gegangen war, erklärte mich im Zwiegespräch weiter und hatte ihn schließlich beim Entwicklungsgedanken: der Expressionismus sei nötig gewesen als ein Entwicklungsrückschlag gegen den Impressionismus.

So weit hat es die Kunstbetrachtung unserer Zeit gebracht: das Schlagwort fällt, die Werbetrommel lärmt, man staunt und staunt noch einige Zeit, plötzlich ist das „Erlebnis" bewußt geworden, eingeordnet, und es ist klar: gerade so mußte die Entwicklung weitergehen. Das Neueste war immer nötig als Lärmtrommel, die den vorletzten Trommler verscheucht. — Die Zeit hat ja recht: Die Kunstausscheidung des Zeitalters ist nur entwicklungsgeschichtlich zu betrachten und alle zeitechte Kunst des 19. Jahrhunderts war immer ebenso entwicklungsgeschichtlich nötig, wie jedes schöpferische Werk, un-nötig, das heißt ungenötigt, ungemacht, aus Anfängen kommt.

Wir sind weit bis zur Kunst hingedrungen, von der erst später gehandelt werden soll. Einstweilen erkennen wir, wie alles ein Zusammenhang ist und wie der Tag auch der Kunst ein großer Sittentag sein mag, den das Gewissen erleuchtet. So ahnen wir schon, wie groß der Gedanke Platons ist, dem das Gute, das sein soll, die höchste Idee ist, an der alle andern Ideen teilhaben.

Das Gute, das sein soll, das Tüchtige und Rechtschaffene, wer sollte es mehr in die Wirklichkeit schaffen wollen als der Tüchtige, dem alles ein Schaffensanfang ist, der Held!

Er darf die Aufgabe, das Tüchtige zu schaffen, nicht verlassen. Darum darf er sich selbst nicht aufgeben, wenn auch die Schläge hageldicht treffen, wie sie Friedrich den Großen getroffen haben. Es ist eine heldische Pflicht, sich selbst zu erhalten. Sich aufgeben ist die Ursünde.

Und dennoch sind die Stunden nicht selten im Leben eines Helden, wo er an ein Ende denkt, an ein Aufhören des Atems in Ewigkeit. Es sind die Stunden, wo ihm der Tod wie der Stillende er-

scheint, der den wilden Schlag des Herzens zur Ruhe bringt, und mancher heldische Mann hat sich dem Tod ergeben vor seiner Zeit. Ermessen wirs, warum? Ermessen wir die erstarrende Einsamkeit, in der ein Held sich müde ringen kann? Ermessen wir die wunde Sehnsucht des Helden, auch ein einziges Mal im Kleinen sich mitfreuen zu dürfen mit vielen und nicht immer der Andersgeartete zu sein, den sein anderes Schrittmaß und Wachstum aus allem Mitleben mit andern herausreißt? Ich glaube, wir ahnen kaum, wie entsetzlich es erlebt werden kann, ein Einzelner sein zu müssen, der in gar nichts teilnehmen darf am Tun der Andern, der im Einfachsten merkt, daß ihm sich alles anders gibt als denen, die Mitmenschen sein dürfen. Wir wissen nicht, wie viel Entbehren täglich überwunden sein muß, damit ein Mensch dem Stolz des Einsamen lebe. Wer in den großen Zusammenhängen des Geschehens lebt, kann zum Zerstörer des Alltags und zum Zerstörten des Alltags werden und muß es täglich kosten, was es heißt, kein Mitmensch zu sein. Dem mag es auch einmal geschehen, daß er aus der Qual, ein Anderer zu sein, sogar sich selbst verklagt, als wär an ihm die Schuld seiner Vereinzelung, an ihm, der doch nur sein heldisches Schicksal lebt.

„Bin ich der Flüchtling nicht? der Unbehauste?
der Unmensch ohne Zweck und Ruh,
der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
begierig wütend nach dem Abgrund zu.“

(Goethe, Faust.)

Die heldische Art, die den Hall des Geschehens hört, wo die Andern harmlos leben, die zerstört dem Helden das Mitleben und macht ihn schließlich so verhaßt wo er den Stolz des Einsamen verrät. Wem aber in alles Tun seiner Tage dieser Hall des Geschehens

dröhnt, wer immer nur vom Fernsten zu zehren hat und auf alles heitere Glück der Nähe verzichten soll, dem kommen die Stunden, wo er seine ganze Welt in Trümmer legen will und sich mit ihr zerstören. Wundert es uns noch, wenn die Züge des Helden vom Verschweigen des Entsetzlichen oft gekennzeichnet sind?

Die Wildheit des heldischen Blutes muß ja so oft nach der Todesruhe verlangen. Statt allen hämmernden Willens und rastlosen Selbstverzehrens eine Stille zu finden, dem Hall des Geschehens entrückt — nur der Edle erfährt diese Sehnsucht. Wie die Sterne oder wie das still wechselnde Jahr zu sein, wie ein unwiderstrebender Teil im Ganzen erlöst zu sein — das löst den Harnisch, der die Brust erdrücken will. Dann muß noch der Blick ins Leere kommen, den der tun muß, dem es um die Tüchtigkeit seines Volkes zu tun ist, jene Einsicht in die angestammte, bösartig verteidigte Niedertracht alles menschlichen Treibens. Dann nimmt der Teufel den Augenblick wahr und raunt dem Helden das Wort seiner Überzeugung zu, das so leicht zu behaupten ist und am schwersten zu bezweifeln:

„Was soll uns denn das ewige Schaffen!
Geschaffenes zu nichts hinwegzuraffen!
„Da ist's vorbei." Was ist daran zu lesen?
Es ist so gut, als wär es nicht gewesen,
und treibt sich doch im Kreis, als wenn es wäre.
Ich liebte mir dafür das Ewig-leere."

(Goethe, Faust.)

Der Blick ins Leere, die Einsicht, mit aller Tatkraft der Niedertracht nichts abzuringen, zerstören den Mut eines Helden oft bis zur Wurzel hinab. So mag es dann geschehen, daß ihm sein Mut keinen Sinn mehr hat, daß er, der ein Anfang sein will,

an einem Ende steht, und dann ists vorbei. Dann schlagen die Tore auf und ein gefällter Held wird den Vätern zugesellt, die in Walhall wohnen.

Immer, wenn das Leben keinen Anfang mehr beut, wenn irgendwo nur noch Raum ist für Unhelden und Wichte, wenn irgendwann ein Mann nicht mehr heldisch bestehen kann, dann stirbt ein Held. Besser ist, heldisch zu sterben, denn als Unheld fortzuleben. So will es das Gesetz der Freien.

Wie oft ist ein neuer Anfang im Leben des Helden die Wiedergeburt aus einer Todesnacht! Wie oft ein Lachen des Helden der Laut, der die Erinnerung an Grabesstille verscheuchen soll. Wir wissen gar nicht, aus welchem Abgrund des Nichts der Held oft heraufsteigt. Der Wiedergeburten sind viele, weil die Todesnächte wiederkehren. Den Glauben an sich selbst muß der Held aus den Klauen des Teufels reißen nach einem verbissenen Streite. Ihm ist das mächtigste Schicksal bereitet, darum erlebt er den Tod auch am meisten.

Sterben darf er, wenn er kein heldisches Leben für sich mehr sieht. Nur aufgeben darf er sich nicht. Fortleben als einer, der den Mut seines Willens dämpft, als einer, der schweigt, wo er zum Streit rufen soll, als einer, der den Weisen spielt, wo er zur Linken und zur Rechten ausbrechen soll — das darf er nicht! Sich selbst aufgeben ist die Ursünde des Menschen, ist unheldische Art.

Darum ist es ein Inbegriff der heldischen Sittlichkeit, sich selbst zu erhalten. Als ein ehernes Tafelgesetz hat es Goethe so verkündet:

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
bist alsobald und fort und fort gediehen
nach dem Gesetz, wonach du angetreten.

So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
so sagten schon Sibyllen, so Propheten;
und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Geprägte Form des Lebendigen, Gestaltung seiner selbst, ist heldische Sittlichkeit, und aus ihr kommt das Wachstum des Mannes. Er erkennt es als seine Pflicht, sich selber treu und stets der Gleiche zu sein und so muß sein Sittentag ein Tag der Reinheit werden. So zu leben, daß alles Tun gleichsam vom ewigen Gesetz seiner selbst aus bestimmt ist, heißt heldisch leben.

Zweiter Teil.

Das Weib und der heldische Gedanke.

In Sitte und Sittlichkeit der Gegenwart zeigt sich so recht, daß wir in einem unreinen Zeitalter leben und darum in unschöpferische Zeiten geraten sind. Wir haben alles aufgelöst und aus den Bedingnissen unseres Leibes nichts gestalten können. So sind wir in das Zeitalter eingetreten, das Fichte als den Stand der vollendeten Sündhaftigkeit bezeichnet hat.

Am deutlichsten erkennt man diesen Stand der vollendeten Sündhaftigkeit am öffentlich maßgebenden Weibe dieser Zeit.

Das Weib erhält seine Bestimmung zumeist vom Manne, wenigstens in allen männlichen, schöpferischen Zeiten. In einem weibischen Zeitalter, wie es das unsere ist, überläßt der verweibte Mann immer mehr die Bestimmung des Weibes diesem selbst und damit überläßt er ihm schließlich die Bestimmung des ganzen Zeitgeistes. Das ist nämlich gewiß: daß ein wirklicher Gesittungsaufbau, d. h. eine schöpferische Zeit, ein all-einzelnes Bestreben, das sich in Staat und Sitte, in Kunst und Wissenschaft zeigt, nur ausgehen kann von einer Zeit, die zugleich dem Weib ein festbegrenztes Gebiet seiner Bestimmung zuweist. Es ist besser, daß der Geist des Mannes über das Weib herrsche, selbst auf die Gefahr hin, daß verweibte Männer und losgelassene Weiber über Ungerechtigkeit klagen — das all-einzelne Werk eines Zeitalters muß jeweils sein gutes Recht zu seiner Ungerechtigkeit erweisen auch über das Weib. Besser

ist, daß eine männliche Zeit etwas schaffe, als daß eine weibische Zeit, die nichts zuweg bringt, „gerecht“ über den Geschlechtern zu stehen vermeine. Es hat tüchtige Frauen gegeben, solange ein männliches Zeitalter weniger von Menschenrechten geredet und geschrieben als seinen tüchtigen Willen dem Weibe mitauferlegt hat. Das Weib als Gattung — nur von der ganzen Gattung des zeitechten Weibes, nie von einzelnen, aufrecht-klaren Frauen ist hier die Rede — das Weib als Gattung hat solange eine gewisse Würde des Wesens erreichen können, als es fest in den Grenzen einer Kaste, eines Standes, einer geltenden Sittenordnung, gelebt hat. Darum die klare Lebensführung, die auch heute noch bei Frauen des Bauern- und Bürgerstandes oder des Offizierstands und Adels herrschen kann. Die Auseinandersetzung mit dem Standesgebot, oft auch schon die feste Gewöhnung, schaffen hier die manchmal so klare Festigkeit, auch die oft so hartherzige Kälte und die hin und wieder so vollendete Lebensart, die solchen Frauen etwas wie einen ehrwürdigen, fast geschichtlichen Wert geben. Bauernfrauen, Offiziersfrauen und adlige Frauen zeigen uns Heutigen hin und wieder ein Beispiel der Lebensführung, deren das zeitechte Weib nicht mehr teilhaftig ist. Die Enge solcher Lebensgestaltung bleibt uns nicht verborgen; aber, daß hier doch Gestaltung wirkt, bleibe noch weniger verborgen. Wir vermuten es jetzt schon: nur innerhalb eines klargestellten Sittenlebens wird weibliche Sittlichkeit möglich.

Das Weib unserer Tage möchte gern „Dame“ sein. Daß zur Gesundheit eines Volkes Damesein immer ein zweites, Muttersein hingegen das erste sein muß, vergißt es allzu leicht. Was Damesein bedeutet, das möchten die Mädchen der unteren Stände gern aus

Filmstücken erfahren, wo viele Pelzmäntel aus- und angezogen werden und wo man sogar den besten Einblick in die Unterkleidung der „vornehmen Welt" bekommt, wo man überdies noch lernen kann, daß zu dieser Vornehmheit auch alle Art Unzucht gehöre. — Die Mädchen des Mittelstandes verstehen unter Dame eine „vornehme Erscheinung", die „berlinmäßig" angezogen ist. Den Ausdruck „berlinmäßig" habe ich selbst im Theater einer mittleren Stadt von einem hinter mir sitzenden Mädchen gehört, die ihre Freundin auf eine entsprechend gekleidete „Erscheinung" aufmerksam machte. Und wirklich: berlinmäßig muß alles sein, was die zeitechte, vornehme Welt hochhält. Berlinmäßig könnte man die Pariser Mode nennen, wenn sie durch die geschmackliche Unsicherheit des Berliners, dieses Unpreußen, hindurchgegangen ist. Das Zeitalter verkehrt nur mit berlinmäßigen Menschen.

Es steht mit der „Dame" so wie mit dem „Kavalier": die Worte sind noch da, die Sache ist längst geschichtlich geworden. Der Kavalier stammt aus nordischem Geist. Er ist der Ritter, der zum Hofmann geworden ist, der Krieger, der zu einem Weltmann geworden ist, der Germane, der den Geist der schöpferischen Zeiten Frankreichs aufgenommen hat. Was gleichgeblieben ist, das ist: die Ehre. Edmund Rostand hat uns den Kavaliergeist ein letztesmal verherrlicht in seinem heiteren und wehmütigen „Cyrano de Bergerac" und hat den ritterlichen Menschen recht verstanden: Sein Wappenschild muß ihm rein bleiben! Laßt ihn ein tolles Treiben führen, lachenden Geistes, des Übermuts voll, laßt ihn die Frauen lieben, mit Männern sich schlagen — sein Schild bleibt ihm rein! Der Kavalier war die letzte farbige Erscheinung heldischen Geistes in einem Stand der Gesell-

schaft. Die Revolution hat auch seine Farben aus der Welt getilgt.

Dem Kavalier entsprach die Dame. Sie war nicht nur eine Erfindung christlich-germanischer Dummheit, wie Schopenhauer meint; sie war ein Versuch des ritterlichen Geistes, das Weib als Gattung zu dem Leuchtbild zu schaffen, für das man die Welt besiegt. Sie war der Versuch eines Geistes, der zugleich wissend und liebentbrannt war, der erfahren genug war, von den Grenzen des Weibes zu wissen, doch Ritter genug und vor allem Ritter war, um das Weib als Dame zu wollen. So schuf sich dem Liebentbrannten zulieb das Weib zur Dame, nahm mit dem Gesetz der Rittergesinnung und durch die festen Grenzen männlichen Gesetzes auch die Anmut an sich, die besungen ward. Die Zeit der französischen Revolution hat auch den Reiz dieser Gestaltung ausgelöscht. Man hat sehr gut bemerkt, daß es der Revolution nie darauf angekommen sei, alle Menschen salonfähig zu machen — das wäre ein edler Vorsatz. Die Revolution hat in ihrer Gehässigkeit lieber den Salon selbst zerstört. So hat sie auch Kavalier und Dame vertrieben und hat mit dem Schmutz der Straße den Salon unkenntlich gemacht.

Das 19. Jahrhundert hat dann die Gestaltung einer klaren weiblichen Lebensführung ganz unmöglich gemacht. Das öffentlich maßgebende Weib unserer Zeit ist alles: vielwissend, allen tausend Verfahren neuzeitlichen Lebens gerecht, in allen Berufen heimisch, Reichstagswählerin und Abgeordnete, Hochschullehrerin und Künstlerin — sie hat es gelernt, durch und durch berlinmäßig, d. h. ohne Anmut, aufzutreten, hat es gelernt, alte Frauentugenden zu verspotten, über „Vorurteile“ zu lachen, aus allen bürgerlichen Schranken mit fessellosen Miß-

gebärden auszubrechen und ist so dahin gekommen, daß man es nicht mehr weiß, ob sie nicht vielleicht beleidigt ist, wenn man sie überhaupt noch als Dame behandeln will, da sie doch durch ihr ganzes Benehmen die Emanzipierte, d. h. die Losgelassene, betont; und sie ist die Losgelassene, Fessellose. Ihre Bewegungen ohne Gleichmaß verraten es schon. Der Mann läßt sie toben, in Versammlungen schwätzen, im Reichstag zetern und sich in Hochschulen spreizen — es ist ekelerregend!

Aber der Anblick entspricht der „Freiheit" unseres Zeitalters. Schon Goethe hat die Zeit gekommen gesehen, in der wir „alles einer verworrenen Willkür unterwerfen, die wir Freiheit nennen".

Und noch eines ist weibisch an diesem Zeitalter: die große Wichtigkeit, die allem Geschlechtlichen beigelegt wird. Büchereien von unübersehbaren Ausmessungen könnte man zustandebringen, wenn man die „erotische Literatur" der Gegenwart sammeln wollte. Ein echter Bibliophile braucht einen großen Raum für seine Eigenbücherei. Es gibt Menschen, die ihre ganze Zeit hergeben für jede neueste Darstellung geschlechtlicher Dinge. Man sehe doch die Schauspiele, Filmdramen, Romane und Bilder an, die zugkräftig sind: es sind die endlosen, dem Weiterstrebenden endlos langweiligen Wiederholungen oft wiederholter Zusammenstellungen aus dem geschlechtlichen Leben. Zum tausendstenmal der Ehebruch, zum tausendstenmal der Mann zwischen zwei oder mehr Weibern, das Weib zwischen zwei oder mehr Männern, zum tausendstenmal die Brunstgierige, zum tausendstenmal die „große", die „blendende" Dirne, das „schillernde, amoralische" Weib. Wir sind ihrer satt, all dieser Dinge, die, ich weiß nicht wer, einmal so treffend „Glasperlen für geistige Neger"

genannt hat, dieses ganzen Unrats, gehäuft aus faulenden Erlebnisschalen.

Wahrlich dem heldischen Menschen unserer Zeit bleibt in mancher Umwelt nur das Leben der Jomswikinge übrig, die sich des Geschlechtes ganz enthielten, weil sie nicht verweichlichen wollten. Es ist ein Herrliches um die gesunde Kraft der Sinne — das haben die Jomswikinge wohl gewußt — es ist aber das Herrlichste, die Welt mit Taten zu füllen, die ins Geschehen greifen.

Die deutschen Jünglinge denken wohl oft, ob es Höheres geben könne für ein Weib als Liebe zum Helden und Liebe des Helden. Wenn sie Männer geworden sind, haben viele erfahren, daß das zeitechte Weib der Gegenwart einen anderen vorzieht: den Gecken, den Weibischen, der die Zweideutigkeit versteht und die Stimmung der Ausreden, die halbverdunkelten Dinge. Der Unmann tut es dem Weib dieser Zeit am meisten an, jener Wohlgekleidete, der so leise kommt, so verschwiegen geht, so artig grüßen kann, wenn es öffentlich ist, so begehrlich reden kann, wenns im geheimen ist. Er ist der Mann der erfahrenen Zärtlichkeiten, auch der sicher berechneten Roheiten — alles zu seiner Zeit: er ist der Gewandte, wie alle Feigen und Schurken gewandt sind. Ihn begehrt das Weib unserer Zeit.

Es gibt noch einen anderen Schlag des neuzeitlichen Weibes, den abstoßenden, der sich sogar vom Manne frei wähnt — er hat den letzten weiblichen Reiz verloren. Er geht durch die Hörsäle zwecks Erlangung der Doktorwürde, fegt durch Parteigeschäftszimmer, macht Vorstandssitzungen mit, wird selbst zur Vorsitzenden gewählt und in den Reichstag gesandt. Man kennt diesen Schlag zu gut und schweigt davon lieber.

Der Abarten sind viele — die Würde der Frau ist selten zu spüren. Das Weib unserer Zeit sagt, das liege am Manne. Sie hat selten das Recht, so zu reden; aber richtig ist dies doch. Ehe nämlich der Mann sich und die Zeit wieder zum Manne geschaffen hat, wird auch das Weib ihre neue Würde nicht finden. Das wird sich nicht ereignen, ohne daß viel von „Ungerechtigkeit" geschrieen wird — seltener vonseiten der echten Frau als vonseiten der Losgelassenen. Gestaltung ist nirgends möglich ohne einen Zwang, der gut ist und selbstgeschaffen sein soll — hierin ruht auch der Wert der Ehe. Gestaltung einer heldischen Gesittung wird nicht möglich sein ohne feste Führung des Weibes. Sie soll nicht vom Manne als Zwang ausgehen; um so besser, wenn sie vom Weibe selbst als Selbstgestaltung ausgeht.

Laßt das Weib ruhig in die Hochschulen gehen: wir wollen es nicht wichtig nehmen, so wird es ihm am ehesten schal. Laßt das Weib als Hochschullehrerin Vorlesungen ankündigen, bleibt aber als Männer davon fern; und könntet ihr hundertmal mehr Wissensstoffe von ihr beziehen als von einem lehrenden Mann, so müßt ihr erkennen, daß Mannestum mehr als Wissen ist. Erst der Selbstachtung des Mannes wird eine neue Würde der Frau antworten.

Nebenbei sei hier noch dies bemerkt: Auf unseren Hochschulen ist die Übertragung von Wissensstoff die Regel, die Erwerbung zeugenden Wissens die Ausnahme. Wenn es umgekehrt wäre, müßte das Scheinwesen weiblicher Hörerinnen und das Unwesen weiblicher Hochschullehrerinnen sofort erscheinen. Hiermit sei noch nichts gegen die Eignung gewisser Frauen zu gelehrten Berufen gesagt, hiermit seien die hierhergehörenden Fragen höchstens angedeutet. Da es sich um weibliche Bildung handelt, müßten zu ge-

nügender Betrachtung dieser Dinge Fragen der Erbgesundheit, der Sitte und des Geschmacks gestellt werden, deren Beantwortung weit über den vorliegenden Zusammenhang hinausführen müßte.

Laßt dem Weibe auch das Wahlrecht — das ganze Volksvertretungswesen ist ja überlebt — laßt ihr den Doktorgrad, den Abgeordnetennamen und achtet es nicht; so wird es ihr zu nichts, denn es ist ein Teil des Anmutigen am Weibe, daß sie so vieles im Grunde nur auf den Mann bezieht. Wirft sie auch das noch weg und macht sich „restlos frei", dann werdet ihr in weiblicher Kleidung ein anmutloses Wesen finden, dem die Welt fast nur ein Ärgernis ist und das selber nur zum Ärgernis dient.

Nur den männlich gefestigten Gesetzen des höfischen Lebens und nur aus solchen Lebenskreisen heraus gilt das Wort der Prinzessin in Goethes „Tasso":

„Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte."

Im Urstreit des geschlechtlichen Lebens aller Zeiten — mag es, oberflächlich gesehen, hundertmal anders erscheinen — ist es doch immer so gewesen, daß die Gestaltung vom Geist des erfahrenen Mannes ausging, die Auflösung vom Geist des entarteten Weibes. Goethe schrieb einmal: „Alle Gesetze sind von Alten und Männern gemacht, Junge und Weiber wollen die Ausnahme, Alte die Regel." Es gilt bei all diesen Dingen aber wieder und wieder zu bedenken, daß ein Mann sehr wohl weibischem Geiste verfallen sein kann, ein Weib sehr wohl dem männlichen Geist der Gestaltung angehören kann. Nur so wird uns die Gegenwart klar, die zwar Männer und Frauen hervorgebracht, beide aber meistens zu weibischem Geist entstaltet hat.

Ein heldischer Mann und einer der männlichsten Männer aller Zeiten, darin unserem Schiller und Fichte verwandt, der Engländer Milton, hat einmal aus seinem harten, nordischen Geist heraus das heldische Gesetz der Geschlechter so entworfen:

„Er nur für Gott und sie für Gott in ihm."

Man möchte dieses Wort als ein Grundgesetz heldischer Lebensgestaltung seinem ganzen Sinne nach weiter entfalten. Noch scheint aber in all der Verhöhnung unserer Tage die Zeit einer weiblichen Sittlichkeit fern zu sein.

„Er nur für Gott" — das heißt: für ein Leben in Tüchtigkeit und Zuversicht lebend, für ein Gestalten seines Glaubens, Wissens und Wollens — das ist dem Weib der Gegenwart das Unterhaltungslose, das Unbeflitterte, das Leben ohne Liebäugeln und Lügen und Verbergen. „Sie für Gott in ihm" — das heißt ein weibliches Leben mit Lust am Kampf des Mannes, ein Mitwirken an seinem Werktag, ein Feiern seiner Festzeiten, ein Stolz, dieses Mannes zu sein und der Genoß seiner Fahrten, der Besitz seiner Sinne, der Hort seines Gemüts — das wäre der Sinn dieses heldischen Wortes. In solcher Gestaltung müßte die Ehe wirklich „der Anfang und der Gipfel aller Kultur" sein, wie Goethe sie sehen wollte. Wird es zu einem solchen Anfang und Gipfel kommen? Wird ein künftiges Geschlecht wieder zu der Freiheit und Sitte reif werden, die Tacitus bei unseren nordischen Ahnen, Männern und Frauen, gesehen hat?

Am Manne wird es zuerst sein, zu wählen. Wenn er sich zur Gestaltung neuer Gesittung entscheidet, so hat er für das Weib mitentschieden. Das Weib verlangt Bestimmtheit und Bestimmung vom Mann: er gebe sie! Wenn er seine Seele geschmiedet hat,

daß sie stark geworden ist, dann wird er das Geschick des Weibes bestimmen können. Jetzt läßt er sich von einem weibischen Zeitalter hinabziehen. Er besinne sich seines Mannestums! Von ihm wird Gestaltung verlangt, nicht die Verwesung aller Dinge, die das Zeitalter will. Er soll den Grundriß eines Sittenaufbaus rechtwinklig messen und sicher bestimmen. Das Weib wird es ihm danken: lebendigste Anmut wird ihm zuteil. —

Es ist das Mißliche an den Ausführungen, die eben entfaltet worden sind, daß sie es nur zu tun haben mit der Frau, von der geredet wird, mit der, die dem Zeitalter öffentlich maßgebend ist, und das ist nicht die Frau, die man einem Volk zu seiner Heilung wünschen muß. Da die Ausführung bei der zeitechten Weibeserscheinung verweilen mußte, ist sie dazu angetan, nur verneinend zu erscheinen. Es bedarf daher vielleicht noch einmal der deutlichen Erklärung, daß bei all dem Gesagten die Voraussetzung bestehen blieb, daß Frauen würdiger und tüchtiger Art unter uns leben, an die ein verwerfendes Urteil nicht rühren kann. Frauen des Bauernstands, Frauen des Bürgerstands und des Adels leben unter uns ein so von klargestalteter Umwelt umschlossenes Dasein, daß der zeitechte Mensch beschämt stehen müßte, hätte der Hohn bei ihm nicht die Stelle der Ehrfurcht eingenommen.

Auch hier gilt, was bei Betrachtung jenes niederdeutschen Volkslieds gesagt wurde: Gerade im Weltkrieg haben wir Heldentum der Frauen herrlich erfahren; die Schicksalsmacht jenes Liedes konnte nicht über dem stehen, was von Frauen unter uns erlebt wurde. Aber die Richtung des Zeitgeists ging und geht nicht auf eine solche Schau des Schicksals, und in all diesen Betrachtungen soll die Richtung un-

serer Zeit erfaßt werden. Man kann vielleicht die Behauptung verteidigen, die Frauen, wie die Menschen überhaupt, seien zu allen Zeiten etwa gleich gewesen. Aber selbst wenn zugegeben würde, daß, an den sichtbaren Handlungen und am offensichtlichen Gebaren gemessen, die Menschen sich immer gleich blieben, so bliebe zur Beurteilung doch noch in jeder Zeit die Richtung der Willenskräfte eines Zeitgeschlechts bestehen. Diese Richtung, der Geist unseres Zeitalters, hat aber die verneinenden Ausführungen bedingt.

Noch weiter aber greift das Mißliche der entfalteten Verhältnisse und noch weiter der Anschein einer nur verneinenden Betrachtung. Dies mag bedingt sein durch eine eigentümliche Sittenerscheinung unserer Zeit. Zweierlei nämlich fällt auf, wenn man die Verhältnisse weiblichen Gegenwartlebens richtet.

Das eine: Aus der für uns zwar enggebundenen, doch aber klargestalteten Sittenwelt unserer Väter ragt in unsere Zeit herüber die würdiglebende, tüchtige Frau, die ein Beispiel dessen ist, was Lebensführung genannt wurde. Das andere: Schroff und höhnisch diesem Bilde gegenüber steht das Gegenbild der Losgelassenen, das oben entworfen worden ist. Es liegt vielleicht im Wesen des Weibes, daß sich diese beiden Arten weiblichen Lebens in einer Zeit wie der unsrigen ergeben müssen.

Anders beim Manne: Viel seltener reichen aus jener Welt der enggebundenen, doch klargestalteten Sittenbegriffe Erscheinungen männlicher Lebensführung herüber. Ganze Mannesgeschlechter des 19. Jahrhunderts haben sich mit einer Abart verbissener Folgerichtigkeit an die Zersetzung der alten Inbegriffe gemacht. So aber ist demgegenüber ein neues Mannesgeschlecht in unserer Zeit doch wieder zum Inbegriff oder wenigstens zu Einsicht und Ver-

langen einer Klargestaltung männlichen Wesens gekommen, ein Geschlecht, von dem vielleicht etwas ausgehen wird.

Die Losgelassene aber ist noch nicht zurückgedrängt durch einen schöpferischen Drang des Zeitalters. Die Tatkraft fehlt, sonst stünde klargestaltet vor uns der Inbegriff weiblicher, wie der Inbegriff männlicher Sittlichkeit. Nach dem Willen dahin suchen wir, und dieser Aufgabe gegenüber ist es gleichgiltig, ob sich ein Gegensatz und Streit erhebe zwischen denen, die zu freudiger Gewißheit in ihrer Tageserfahrung mehr Frauen würdiger Art und denen, die zu ihrem Ekel in ihrer Tageserfahrung mehr Losgelassenen begegnet sind.

Wenn die oben entfalteten Ausführungen verneinend erscheinen — am Weibe ist es, dahin zu leben, daß uns Bejahung werde. Wir messen die deutsche Frau am zeitlosen Inbegriff des Weibes aus nordischem Blut. Ein solches Maß aber bedingt die hohen Forderungen, denen gegenüber die zeitechte Umwelt erbärmlich ist und oft zum Entsetzen. Wir verneinen diese Gegenwart so, weil wir der deutschen Frau ein Wertbewußtsein und einen Willen zu reinem Erleben zutrauen, welche mitwirken sollen an der Gesittung, die kommen muß.

v. Wilamowitz-Moellendorff schreibt in dem Buche „Platon" (1919) an einer Stelle: „Es sind erst die Germanen gewesen, die der Frau als Frau ihr Recht und ihre Würde gegeben haben; wenn sie jetzt Mann werden will, wird sie beides sich selbst wieder nehmen." Der Weg der germanischen Frau geht über das Seelische; aus ihrer Würde wirkt sie sich mehr Achtung als die Losgelassene aus ihren Rechtsansprüchen. Der Weg der Losgelassenen geht über das Verfahren, über all diese Verbände, Abstim-

mungen, Programme, Paragraphen, Proteste, deren Gebrauch den Mann schon so lächerlich gemacht hat. So geht sie heute den Abweg, den der liberale Mann im 19. Jahrhundert gebahnt hat. Es ist ein peinlicher Anblick. Der Weg der germanischen Frau wird ihr eigener Weg sein, denn Manntum und Weibtum sind zwei gleichwürdige und unvergleichliche Gestaltungen, und um so gesünder ein Volk, je weiblicher das Weib, je männlicher der Mann. Alle „Rechte" des Weibes bleiben Verfahren und werden nie eine neue Würde des Weibes schaffen, weil Würde etwas Seelisches ist und keine Einrichtung. Aus neuer Würde allein wird dem Weib eine neue Anmut kommen.

Zu lebendigster Anmut hin ist aber das Wesen des germanischen Weibes geschaffen. Schon die Bildwerke, die uns das späte Rom von der germanischen Frau hinterlassen hat, bezeugen es uns. Wie edelgestaltet ist uns jene Herkulanerin, die in Dresden steht! Aber wie viel mehr noch als edelgestaltet ist uns jene Thusnelda, die in Florenz steht! Sie zeigt uns durch das Römische hindurch, das ihr Bildner aus seinem Wesen gab, sie zeigt uns gerade dadurch, wie das echte Wesen der germanischen Frau sich gegen die fremde Art des Bildners durchsetzt, schon die weiten Möglichkeiten und all die Wesenszüge, die der deutsche Mann im Weibe finden will, auf daß er wie seine Vorfahren zur Zeit des Tacitus in ihr das „Heilige und Vorahnende" ehren könne, das ihn ergreift. Nur dem germanischen Weibe ist ein Liebreiz und eine Anmut gegeben, die einen Mann so ergreifen können, daß er über alles Begehren hinaus, das ihn fassen mag, zu einem Schauenden wird. Der germanische Mann, wenn er sich von der Fülle seines Wesens nichts hat rauben lassen, kann gar nicht anders, er

muß an das „Heilige und Vorahnende“ im Weibe glauben, es gehört ihm zum zeitlosen Inbegriff des ihm zugeborenen Weibes. Es ist das Eigentümliche am germanischen Wesen, daß die Fragen von Mann und Weib noch lange nicht gelöst und all ihre seelischen Bindungen noch lange nicht geschaut worden sind, wenn das Geschlechtliche allein betrachtet worden ist. Und das sagt viel Freudiges aus über das germanische Weib. Das ist die Deutung jenes Unaussprechlich-Verheißenden, welches der deutsche Mann verschweigt, wenn er das ihm zum Inbild gegebene Wesen des Weibes irgendwo aus Gestalt und Auge einer Deutschen in sich erfahren hat.

Wenn deutsche Mannesart und Weibesart, wenn beide vom Willen rassentreuer — und das heißt für uns: nordischer — Gestaltung des Lebens erfaßt sind, dann wird eine deutsche Gesittung, dieses nötigste Werk, uns erstehen.

Das Wesen der Gesittung.

Erst in einer gefestigten Kultur kann sich das Weib wieder zu klarer Lebensführung zurechtfinden. Aber die Tatkraft fehlt uns, eine Kultur zu schaffen — sagen wir in reinerem Deutsch: eine Gesittung zu schaffen.

Es ist nicht wahr, daß wir eine hohe Kultur, eine hohe Gesittung, besitzen. Hier müssen wir genau unterscheiden lernen: es gibt heutzutage wohl viele Einzelmenschen von hoher Gesittung, d. h. in diesem Fall: von klarer Lebensführung und tiefer Bildung. Deutschland besaß deren vielleicht mehr als ein anderes Land. Aber zum ersten: diese hochgebildeten Menschen, kenntlich an Wissen und Selbsterziehung, sind nicht die sogenannten führenden Persönlichkeiten der Gegenwart. Man sieht sie in keiner Zeitschrift abgebildet, es sind die Schweigenden und oft die Totgeschwiegenen. Zum andern: die Gesittung eines Volkes kommt nicht der Summe an gebildeten Menschen gleich, die es hervorbringt. Das ist der eigentliche Fehler in allen Betrachtungen über das Wesen der Gesittung.

Gesittung eines Volkes nenne ich den Bestand an Erziehung und Selbsterziehung und Überzeugung, der allen Volksgenossen gemein ist. Man betrachte daraufhin die Gesittungen unseres Abendlandes genau, so wird sich zeigen, daß mancher Volksstamm Asiens oder Afrikas eine höhere Gesittung besitzt als die abendländischen Völker. So zeigt sich, daß die Gesittung unserer heidnischen Vorfahren, wie sie

Tacitus beschrieben hat und wie sie Jahrhunderte später wieder in den Isländergeschichten erscheint, so hochgestaltet war, daß wir davor verstummen sollten.

Wenn man die Dinge so betrachtet — und man kann die Frage der Gesittung eines Volkes nicht anders betrachten — so zeigt sich die Gedankenroheit des Liberalismus, der die fragwürdigen Errungenschaften des widerlichen politischen Lebens unserer Staaten allen Völkern als mustergiltig anpreist und gar nicht merkt, um wieviel höher als unsere Zustände die Gesittungen vieler Völkerschaften stehen, die uns an Einheit und Reinheit ihres Volksbewußtseins hoch überragen. Wie ahnungslos und echten göttlichen Geistes bar steht doch immer wieder bei aller gutartigen Beflissenheit die christlich-europäische Heidenbekehrung vor dem geraden Wuchs eines sogenannten heidnischen Volkstums und wieviel Reinheit der Gesittung wird so immer von neuem zerstört. Man mag die Erforscher ferner Erdteile darüber hören, wie die sogenannten Bekehrten entwurzelt werden und zum Auswurf entarten.

Wir müssen dies erkennen und darin demütig eine göttliche Ordnung des Geschehens erblicken lernen: Jede Gesittung einer bestimmten Zeit oder eines bestimmten Volkes baut sich auf einem Grund von Überzeugungen auf, die jedem Volksgenossen gewiß und heilig sind, jede Gesittung geht hervor aus dem, was man ein all-einzelnes Streben nennen könnte, geht hervor aus einem Glauben, auf den sich alle und jeder in Stolz und Zuversicht verpflichtet fühlen. Das Hildebrandslied, das Nibelungenlied, die romanischen und gotischen Münster und endlich die ganze, mächtige Gesittung des Mittelalters — Sitte, Glauben, Kunst, Wissenschaft, Staat und

Einzelmensch — alles war der Ausdruck einer großen Gesittungseinheit, eines all-einzelnen Strebens, dessen Sinnbild das gotische Münster selbst ist. Der Franzose Gustav Le Bon hat uns in seinen Büchern „Psychologie des foules“ und „Loies psychologiques de l’évolution des peuples (beide sind übersetzt) zu klarer Einsicht dieses Gesetz des Völkeraufbaus dargestellt: nur der all-einzelne Glaube, die festverbindliche Gewißheit, zu der eine Zeit und ein Volk jeden einzelnen Mitlebenden aufzieht und kräftigt, schaffen eine Gesittung. Nur solcher Geist schafft Völker aus Eingeborenen oder Bevölkerungen; und die Auflösung einer Gesittung hat immer wieder Völker zu Massen entstaltet und immer wieder durch eine sogenannte Aufklärung das all-einzelne Streben zersetzt, bis aus einem männlichen Volk eine weibische Masse geworden ist.

Gesittung ist eine von jedem Volksgenossen als Pflicht empfundene Gestaltung der Lebensführung. Le Bon nennt sein eigenes Volk, die Franzosen, weibisch und zur Massenbildung geneigt und rühmt den Angelsachsen, der es verstanden habe, im geringsten Volksgenossen das all-einzelne Streben zu wecken — so sei die angelsächsische Tüchtigkeit und Weltherrschaft erschaffen worden. Es gilt für uns zu erkennen, daß nirgends ein Grund ist, die deutsche Bildung zu preisen und anzupreisen. Das ist zwar gewiß, daß die großen Schöpfer des deutschen Volks unerreicht und unerreichbar stehen, ja mehr noch: daß nur aus deutschem Wesen die großen Taten des Geistes möglich gewesen sind und auch nur aus deutschem Wesen vielleicht wieder möglich sein werden. Aber ebenso gewiß ist es, daß wir Deutsche noch nie gewußt haben, wie eine festverbindende Gesittung zu schaffen sei.

Hier können wir lernen und wieder lernen vom Angelsachsen der schöpferischen Zeiten — weniger vom Angelsachsen der Gegenwart. Dem Engländer der alten Zeit war es gelungen, eine Gesittung zu schaffen aus den drei Inbegriffen: common sense, fairness, gentleman — gesunder Menschenverstand, Redlichkeit, Edelmannsart. — Alle drei sind Inbegriffe, die zwar teilhaben an den höchsten Werten, welche die großen Männer des deutschen Geistes für sich aufgestellt haben, die aber doch nicht diese höchsten Werte selbst sind, wie sie ein Leibniz oder ein Goethe oder ein Kant gesehen haben. Aber das ist die unbewußte, jedoch treffliche Einsicht des erfahrenen englischen Geistes, daß man einem ganzen Volk, damit es zu einem all-einzelnen Streben erzogen werde, mittlere Inbegriffe der Tüchtigkeit schaffen müsse. Um die Einwohner eines Landes zu einem Volk zu erziehen, muß man ihnen den Volksgedanken schaffen, den verpflichtenden Glauben, zu dem sich alle freudig und stolz bekennen wollen, den mittleren Inbegriff, der tüchtig macht. Ob auch der einzelne Hochtrachtende im Volke über einen solchen mittleren Inbegriff hinauswachse — erfüllen, ausfüllen, muß er ihn doch zuerst, wurzeln muß er doch in ihm, wenn er höher wachsen will. Das ist der vorbildliche Wert des englischen Volksgedankens, dieser all-einzelnen Verpflichtung, als ein echter Engländer leben zu müssen, um von seinesgleichen geachtet zu sein. Darum hat auch Bismarck immer wieder eine Vorliebe für englisches Wesen empfunden: „Ich habe, was das Ausland anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt und bin stundenweis noch nicht frei davon; aber die Leute wollen sich von uns ja nicht lieben lassen.“

Daß das heutige England auch schon tief im Zersetzen und Auflösen ist, bleibe hier unberücksichtigt — der Wachstumswert, wie ich ihn nennen will, der Wachstumswert eines solchen all-einzelnen Volksgedankens hat sich in der englischen Geschichte sichtbarlich bestätigt. Und noch mehr: mit seinem höchsten Inbegriff, dem des gentleman, hatte es der Engländer kühnlich verstanden, an dem Gedanken des Heldischen teilzunehmen. — Der Deutsche sieht leicht an diesem Inbegriff das Enge und hat sich von englischen Spöttern sagen lassen, daß man nur Geld brauche und tadellose Kleidung, um als gentleman zu gelten. Gewiß ist manche Einschränkung berechtigt. Selbstüberwachung (self-control) wäre für Beethoven kein hoher Wert gewesen. Er ist in Schaffenszeiten einmal seiner Kleidung wegen als Landstreicher verhaftet worden und hat bisweilen in seinen Spiegel gespuckt. Gemessene Gebärden und gemäßigtes Reden sind keine sittlichen Hochziele, aber sie sind doch für den mittleren Menschen bedeutsam erziehend und als Inbegriff für ein ganzes Volk unberechenbar wertvoll. Indessen der Inbegriff des gentleman enthält mehr: er enthält die Verpflichtung, als Edler zu denken und zu handeln, ritterlich zu sein und immer männlich-kühn. Gewiß ist es Art und Ziel auch des echten Deutschen, ein Edler zu sein, und Menschen von Edelmannsart leben viele unter uns. Aber der Engländer der schöpferischen Zeiten hatte es verstanden, Edelmannsart seinem ganzen Volk als das Hochziel hinzustellen, ein all-einzelnes Streben dahin zu erwecken, und das ist das Entscheidende und der Wachstumswert, auf den es ankommt. Deshalb hat der Edelmann Bismarck unter den Ausländern den Angelsachsen und nur ihn so geachtet, wenn er auch zehnmal als deutscher

Staatsmann angelsächsischen Absichten entgegentreten mußte. Daß das gesunde Bestreben des Engländers heute so nicht mehr währt, daß selbst nach englischem Urteil der gentleman am Aussterben ist, das sei hier nicht betrachtet. Das Vorbild gilt: die Schaffung eines verpflichtenden Volksgedankens.

Wir haben es dazu nie gebracht. Da die Gesittung eines Volkes nur der all-einzelne Bestand an gemeinsamen Überzeugungen ist, gilt es uns, diesen Bestand zu schaffen. Gebildete, Hochgebildete, Gelehrte und Weise haben wir genug unter uns und hören doch nicht auf sie. Jetzt laßt uns endlich unseren Volksgedanken schaffen!

Es ist eine Arbeit, zu der wir der Kräfte mehr als eines Geschlechtes bedürfen, denn wir sind zerklüftet mehr als irgend ein anderes Volk der Erde und am tiefsten da, wo andere Völker ihre größte Festigkeit finden, im Glaubensbekenntnis. Wir können hier nicht die Frage der einzelnen Kirchen und Bekenntnisse erörtern. Die nordische Gesinnung dieses Buches zeigt, wo es einen Heilsweg finden möchte und im weiteren Verlauf, in den letzten Abschnitten dieses Buches, soll seine Richtung gedeutet werden.

Hier sei nur wieder darauf hingewiesen, daß wir Deutsche mit unserem unseligen Hang zu sogenannten Weltgedanken und zur lahmen Objektivität auch in den Sachen des Glaubens nicht weit kommen werden. Wir lachen über die „polnische Muttergottes", zu der der Pole betet: er will keine andere kennen und sein Glaube hat ihm sein Volkstum zusammengehalten. Auch hier gilt, was von den mittleren Inbegriffen gesagt worden ist, die allein ein Volkstum schaffen und es — darwinisch zu sprechen — im Kampf ums Dasein allein zum lebenstüchtigen zu machen (survival of the fittest). Auch der Gottes-

glaube darf nicht von oben her in Geist und Gewissen hineindringen wollen, auch er muß sich herausringen aus Landschaft und Stammesart, aus Sprache und Sitte, gleichsam aus dem Erdboden eines Volkes, auch er muß den Wachstumswert der mittleren Inbegriffe in sich aufnehmen und stets lieber ein wenig zu diesseitig sein als zu jenseitig. Eine „Gottesmutter", die ein Gesicht für Polen wie für Inder und wie für Chinesen haben soll, ist ein Unding auch zur Frömmigkeit, denn Frömmigkeit ist Durchdringung aller Dinge der Umwelt zu Ehrfurcht und Glauben. Die polnische Muttergottes ist dem Polen eine stete Gegenwart, die aus Feld und Wald und jeglichem Gerät des polnischen Volkes zu sprechen vermag. Gottesglaube zielt zugleich auf Einzelstes und auf Gemeinsamstes und will Nächstes und Fernstes vereinen; aber es ist Menschenart, vom Einzelnen und Nächsten auszugehen.

So steht es auch um unseren christlichen Glauben. Er hat es noch nicht verstanden, seine Kraft aus dem Erdboden des deutschen Volkes zu ziehen. Darum sind seine Früchte nur halbgereift. Erst wenn wir das Werk in einem tätigen Geist zu Ende führen, das die deutsche Mystik eines Eckhart und Tauler in einem allzu betrachtenden Geist begonnen hat, erst wenn der Kampf zu Ende gekämpft ist, den Luther als ein staatsmännischer Seher gegen das volksfremde Rom erhoben hat — erst dann hat der deutsche Volksgedanke seinen Kern gefunden. Dazu bedarf es nicht vieler geschichtlicher Arbeiten über Germanentum und Christentum, vieler Gehässigkeit herüber und hinüber, es bedarf nur der „Freiheit eines Christenmenschen", der ein Herr ist aller Dinge, ein Herr auch der Lehrsätze, die uns aus der entarteten Spätzeit der Mittelmeervölker, aus einer

Völkerverwesung, zugekommen sind. Es bedarf nur des Mutes, in die Anfänge zu treten.

Doch wir wagen es nicht, in die Anfänge zu treten. Wir sind müden Geistes, mit Geschichte schwer belastet und zu verdrossen, in ein Morgenrot zu blicken. Und stammen doch aus heldischem Blut, reden die Sprache, die ein heldisches Volk sich erschaffen hat. Es steht aber zu fürchten, daß es nur die Wörter noch sind, die wir benutzen: die Schöpferkraft fehlt!

Die deutsche Haupt- und Heldensprache.

Die Schöpferkraft fehlt — wir ersehen es nirgends besser, wie matt wir sind, als aus der Sprache selbst, die bei unserem Stammvolk noch voll Frische war.

Wenn man von quellendem Reichtum der sprachlichen Kraft erfahren will, muß man die Sprachen unserer Väter erkundet haben. Wenn man wissen will, was es heißt, heldischen Geistes zu leben, in den Anfängen zu stehen, der Schöpferkraft voll, so muß man im Sprachbau unserer Sprachen erfahren sein. Man hat sie die indogermanischen Sprachen genannt: sie sind die Sprachen von Volksstämmen nordischen Blutes, die immer von Norden nach Süden und Osten bis nach Asien hinein ihre Sprachen und Sitten zu Fremdvölkern gebracht haben. Die meisten dieser Sprachen leben fort — es sind die indogermanischen — das nordische Blut der überbringenden Stämme mag meist schon lange versiegt sein. Von der nordischen Rasse selbst und ihren Stämmen sei später die Rede, hier sei die Schöpfung dieser Sprachen betrachtet:

Sie heißen die indogermanischen und haben ihre Sonderart unter den Sprachen der Erde. Hier sei nur soviel gesagt, daß sie in ihrer Vorzeit dem Zeitwort eine eigne Kraft geschaffen haben, wie es andere Sprachen nicht kennen. Man muß sich vielleicht in Sprachen fremder Art, etwa in den sogenannten agglutinierenden Sprachen, bewegt haben, um zu

erkennen, welche Geistestat die Schöpfung des Zeitwortes bedeutet, wie es unsere Sprachen kennen. Aus ihr bricht hervor der kühne Zugriff in die Welt, die Lust am Wirken und Wollen, die Freude des Angriffs, die ein Heldenvolk am Anfang aller Schöpfung spürt. Es ist ein lächerliches Unterfangen unseres naturwissenschaftlichen Zeitalters, sich die Bildner unserer Sprachen als halbtierische Urmenschen vorzustellen. Zur Schöpfung dieser Sprachen muß eine viel kühnere Geistigkeit gehört haben, als sie einer Zeit wie der unsrigen eignet.

Welchen Reichtum der Sprachen haben diese Völker geschaffen und immer wieder zu kräftigster Eigenart herausgebildet und unter den geschaffenen die Sprachen, die das Tiefste gedacht haben, die indische, die griechische und die deutsche, die Sprachen, in denen vielleicht allein urschöpferisches Denken möglich war. Der heldische Geist, der lebendigste der Erde, mußte zugleich der tiefste sein und hat die Veden, Platon, Leibniz und Kant gezeugt.

„Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste.“

Die Menschen der Gegenwart wären nicht imstande, nur ein Teilstück solcher Sprachschöpfung zu bilden. Wenn man die germanischen Sprachen durchforscht, so steht man voll Ehrfurcht vor dieser Kraft des Gestaltens, dieser Leuchtkraft des Sehens und dieser Bildkraft eines zusammenfassenden Blickes. In Fülle und Schönheit und in Bildsamkeit haben diese nordischen Sprachen gelebt — jedes Wort gleichsam aufblühend in der Fügung des Satzes, jeder Laut aus heldischer Lust am Klingen geboren, ein jugendfrisches Schreiten in männlicher Kraft, dessen tiefe Schöpferlust wir heute kaum noch erahnen, wir Müden im Geist.

Die Wörter sprechen wir noch, doch die Bildkraft fehlt, das Leuchten der Worte fehlt, das feste Gefüge fehlt und all das, weil uns die Schöpferkraft mangelt, der männliche Geist. Wie beschämt stehen wir vor Luthers Sprache! Wir haben die Leidenschaft und Lust am Wort verloren; wir hören nicht mehr: darum klingt uns nichts; wir sehen nicht mehr: darum leuchtet uns nichts; wir „wechseln Worte" wie Geld und Waren, denken nicht an ihren Klang, noch an das Bild in ihnen, reden sie hastig daher, die bei unseren Vätern gebändigt geschritten sind und wissen nicht, was wir tun, wenn wir Deutsch reden, Deutsch, d. h. die Sprache, die heute vielleicht einzig noch Schöpfung ermöglicht, denn sie ist heldisch geschaffen und der Wille in ihr ist heldisch.

Man nennt das Französische eine analytische, das ist eine zerlegende Sprache. Das Deutsche nennt man synthetisch, zusammenfassend, zusammenschauend, und das sollte uns mehr als eine bloße Feststellung sein, das sollte zur Vertiefung unserer Deutschheit führen. Es sollte uns lehren, welche Dichtung und warum solche Dichtung, eine Dichtung des zusammenfassenden Blicks, aus der deutschen Sprache hervorgehen muß, wenn sie echte Dichtung sein will. Im Sprachgeist des Französischen liegt, was der Normanne Flaubert erzielt und erreicht hat: das einzigtreffende Wort (le mot propre). Dieses nötige Wort am nötigen Platz, gleichsam an seinem geometrischen Ort, ist wie eine Vorstellung aus der analytischen Geometrie, gezeugt von einem scharfen und feinen Geist der zerlegenden Beobachtung, aus dem französischen Geist der schöpferischen Zeiten. Daher die Vollendung der „Madame Bovary", die auf dem Höhenweg des französischen Sprachgeistes ragt, geschaffen vom Normannen Flaubert.

Anders das deutsche Wort: Es kommt bei echter Schöpfung nicht aus einer Zerlegung, sondern aus der Bildkraft eines zusammenschauenden Auges, daher es im Deutschen kein einzig-treffendes Wort gibt, eher so etwas wie ein einzig-sinnwebendes Bild. Das deutsche Wort ist dem schauenden Deutschen gleichsam ein Stein, den er um der weiten Wellenkreise willen in das Meer des Gestaltens wirft — er wirft ihn auch an die nötige Stelle, aber die Wellen zeugenden Sinnes will er damit lösen. Das deutsche Wort ist weniger ein geometrischer Ort als ein Fingerzeig, ein Hindeuten, ein Schauenlassen, ein geöffnetes Tor. Goethe sprach einmal davon, daß die lateinische Sprache alles bepfähle — die deutsche Sprache ist darin ihr Gegenbild, daß sie lieber verschweigt, als daß sie zu Ende spricht, sie legt es auf ein Fortschwingen an, nicht auf ein Bepfählen. Goethe hat sie verstanden.

Der Deutsche ist seiner Sprache nur würdig, wenn er gestalten kann. Die deutsche Sprache will eine Sprache der Gestaltung sein, der Schöpfung. Italienisch kann man bald als eine Freude sprechen, Französisch als Genuß, Englisch wie einen Ausdruck zuversichtlicher Tatkraft. — Deutsch spricht man entweder abscheulich und ohne Kraft, einfach als ein Verständigungsverfahren, wie es der Deutsche dieser Zeit tut, oder man spricht es aus einem Gefühl für das Schöpferische der deutschen Sprache, für Klang und Bildkraft und aus dem Geiste der Verantwortung: dann spricht man gut und deutscher Sprache würdig. — Man kann viele Sprachen bald hinlänglich sprechen, Deutsch kann man nur ganz schlecht oder schöpferisch sprechen, denn der zusammenfassende Geist der deutschen Sprache ist Schöpfungsgeist.

Wie hat das 19. Jahrhundert, dieses Zeitalter der

Presse und Preßfreiheit, an der Sprache gehandelt! Wenn wir schon angewandte Ausdrücke dieses Buches hier wieder anwenden wollten, könnten wir sagen: Das 19. Jahrhundert hat aus der deutschen Sprache, die eine Sprache von Schicksalsmenschen war, die Sprache des Menschen mit den vielen Verfahren gemacht. So ist die deutsche Sprache zu einem bloßen Verständigungsverfahren entartet. Was Goethe hat kommen sehen, ist wirklich im Laufe des 19. Jahrhunderts wahr geworden: „Bei der Preßfreiheit mag man nicht mehr schreiben."

Man mag deshalb nicht mehr schreiben, weil das Zeitungslesen für die Art des Lesens maßgebend geworden ist. Hast, Verantwortungslosigkeit, Mangel des Gehörs für Schrittmaß und Klang der Wörter, Halbgedachtes, Schiefgesehenes — das ist der gemeinsame Geist für Zeitung und Zeitungsleser wie für Buch und Buchleser. Die Zeugnisse altgermanischer Dichtung bestätigen uns, wie langsam und kraftvoll unsere Väter gesprochen haben müssen — heute lehrt es uns der Bauer noch — und wie auf den Grund hinab gedacht das Wort dasteht im Satz. Nur wer noch hinhorchend im Hall des einzelnen deutschen Wortes den Klang nordischer Wesensart zu finden vermag, nur der weiß um sein Deutsch und nur der sollte gehört werden.

Um hier den Klang solcher Sprachgestaltung zu hören, mag Ernst Moritz Arndt uns von deutscher Sprache reden:

„Genug haben wir erfahren, welche unselige Früchte uns die Versäumung und Verachtung unserer herrlichen Muttersprache getragen hat. Wer seine Sprache nicht achtet und liebt, kann auch sein Volk nicht lieben; wer seine Sprache nicht versteht, versteht auch sein Volk nicht und kann nie fühlen,

was die rechte deutsche Tugend und Herrlichkeit ist; denn in den Tiefen der Sprache liegt alles innere Verständnis und alle eigenste Eigentümlichkeit des Volkes verhüllt. Darum, deutsche Männer, sprechet deutsch, und recht gut und echt deutsch, und ihr werdet durch eine stille, geistige Verwandlung, die von selbst in euch vorgeht, recht bald ganz andere Männer sein, als ihr jetzt seid."

Arndt hat es erkannt: man kann nicht deutsch reden, gut deutsch reden, ohne dadurch sich selbst zu gestalten. Das ist das Herrliche am Deutschtum, aber auch seine Gefahr und Verhängnis in der Welt, daß Deutschsein nichts Gegebenes, eigentlich kaum etwas Angeborenes ist, sondern immer etwas Aufgegebenes — wir werden es später deutlich sehen. Es läßt sich jede Sprache von Einheimischen und Fremden als Verständigungsverfahren behandeln, aber das Deutsche wird dadurch am meisten entwertet. Es läßt sich jede Sprache von Einheimischen und Fremden gut sprechen, aber dazu gehört bei der deutschen Sprache schaffender Mut.

Man hat die deutsche Sprache eine Haupt- oder Ursprache genannt und Fichte hat sie als solche in seinen „Reden an die deutsche Nation" verherrlicht und hat uns die Aufgabe gewiesen, zu dieser Ursprache wieder das Urvolk zu werden und in Anfänge zu treten. Die Sprache des deutschen Volkes ist darum Ursprache genannt worden, weil sie in ihren Getreuen heute wie in der Vorzeit die gleiche geblieben ist. Gallier und Franken, die westlich von den deutschen Sitzen wohnten, haben ihre Sprachen aufgegeben, die römische Sprache, das Latein, übernommen und umgebildet, bis daraus die französische Sprache geworden war. Sie haben aus der französischen Sprache eine geschliffene Waffe des Geistes

geschaffen, welche lieben muß, wer den Zweikampf liebt. Aber es ist keine Ursprache mehr, der Sinn ist tot. Im Deutschen kann ich bildhaft, sinnvoll, deutsam sehen, was z. B. Rück-sicht ist, Ein-sicht, Vor-sicht, Vor-bild, Sinn-bild, Be-griff, er-fahren, er-leben, ver-mehr-en, ver-wirk-lich-en, zer-gliedern, zer-knirscht, ursprünglich, entwickeln — entsprechende Wörter des Französischen sind auch dem Einheimischen leerer Klang, die Wortstämme sind tot, die Sprache treibt nichts Grünes mehr, sie ist keine Ursprache mehr. Gerade ein Wort wie „erleben" gibt uns einen Blick in die zusammenschauende Kraft unserer Sprache. Es ist unübersetzbar in seiner Fülle. Erlebnis müßte mit Wörtern wie Ereignis, Abenteuer, Geschehnis und ähnlichem übersetzt werden. Damit bleibt die Übersetzung in äußeren Beziehungen stecken und vermag den zusammengefaßten Gehalt eines Geschehnisses, das zugleich zu einer seelischen Bereicherung wurde, nicht auszudrücken — so steht es beim Übersetzen ins Französische, so auch beim Übersetzen ins Englische.

Im Englischen liegen die Dinge nur wenig anders als im Französischen. Das Englische hat seinen germanischen Wortschatz zum größten Teil verloren, d. h. den Wortschatz, den es durchfühlen, sehen, schmecken, riechen kann, und hat einen romanischen Wortschatz dafür aufgenommen, der leere Klänge gibt, Sprachbälge, kein Sprachleben, Verständigungslaute, aber kein Urgefühl. In Shakespeares „König Lear" bietet Kent dem König seine Dienste an und spricht dabei zu ihm: „Ihr habt etwas in Eurem Wesen, das ich gern Herr nennen möchte." Lear: „Was ist das?" Kent: „Hoheit." — Im Englischen steht dafür authority — Autorität, also eine Zusammenstellung von vier Silben, denen im Gemüt

nichts entspricht, nichts entsprechen kann, was dem Worte Hoheit gleichkäme. — Und so vergleiche man die herrlichen, auf den Grund zu erfühlenden Worte Porzias im „Kaufmann von Venedig“, welche so beginnen: „Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang“ mit dem englischen The quality of mercy is not strain'd — wieder steht Ursprache gegen Bastardsprache. Die Bildkraft des Englischen ist erloschen, es ist keine Ursprache mehr. Das Deutsch ist Ursprache geblieben, dank den einzelnen Deutschen, die um seine Reinheit gekämpft und dank den einzelnen Schöpfern, die seinen Geist begriffen haben. — An uns ist die Bewahrung, am künftigen Geschlecht sei der neue Stolz und die neue Schöpfung.

Wer richtig spürt, was die deutsche Sprache ist, der weiß, daß die Aufgabe herrlich ist, die sie uns stellt, entscheidet sich und tut das Seine.

Die Besinnung auf das Wesen der deutschen Sprache muß auch der Dichtkunst die Einsicht geben, daß sie zusammenfassenden Geistes sei, wie die deutsche Sprache zusammenfassenden Geistes ist. Es ist garnichts damit getan, mit zerfahrenen Worten und Sätzen die zerfahrene Mitwelt zu schildern, wie es der Naturalismus und Impressionismus in der Dichtung getan hat, d. h. zu sagen, daß Pfaffen Pfaffen, Schwächlinge Schwächlinge und Huren Huren sind, oder wenns hoch kommt, daß alle Besitzenden Schufte und alle Besitzlosen schöne Seelen seien. Wozu den Aufwand an Druckerkosten? Mehr als die gesamte neuzeitliche Schreiberei mit ihren Schilderungen des heutigen Menschenschlags haben mir immer die Monatsschriften für gerichtliche Medizin oder für Nervenheilkunde und ähnliches geboten. Dort hatte ich die Feststellungen echter als bei den Schriftstellern dieser Zeit. Es ist nichts damit getan,

zu sagen, wie's dem Menschen von heute zu Mute ist, wie schlaff zu Mut es den Lebenskünstlern ist und den Möblierern ihrer Seelenhohlräume; auch damit ist nichts getan, daß man in Romanen immer wieder den Wirklichkeitsmenschen unserer Zeit anpreist, daß man in Gedichten seine Gefühle beschreibt, die immer nur die zeitechten aus dem Erscheinungsjahr des Gedichtsbands sind, die zerfahrenen, dummen, dreisten, frechen oder die ekelerregenden, nichtssagenden oder gar die sogenannten leidenschaftszerwühlten Gefühle des Zeitalters. Mit all dem ist nichts getan, mit all dem ist nur gesagt, daß die Menschen und Dinge so oder so sein können, und in solchen Worten gesagt, an denen der schöpferische Geist unserer deutschen Sprache kein Teil hat, weil sie nicht aus dem Geiste mächtigen Zusammenschauens kommen, weil die zeitechten Schreiber unserer Tage nicht aus dem tiefen Strom der Sprache schöpfen können, sondern als die Unreinen an den seichtesten Stellen im Trüben plätschern. Das reine Schauen fehlt und die Kraft zur Gestaltung, die am flüchtigsten Wort und Sinn das Bleibende wirken muß:

„Schöpft des Dichters reine Hand,
Wasser wird sich ballen.“ (Goethe.)

Die Kunstgesinnung des Zeitalters ist immer Auflösung gewesen und ein Umwälzen im Bodensatz aller Zersetzung — so in der Dichtkunst, so in der Tonkunst, so in der bildenden Kunst. Wir müssen bei dieser als einem Beispiel zeitechter Kunstgesinnung noch ein wenig verweilen.

Die heldische Kunst.

War diese ganze Kunst des 19. Jahrhunderts etwas anderes als Auflösung? — Man könnte von einem fernen Ausblick her vielleicht sagen, daß die schöpferisch-bauende Kraft des Abendlandes bis zur französischen Revolution gedauert habe und mit ihr das Zeitalter, in dem Heldentum, gleichstrebend mit seiner Zeit, möglich war. Das wird uns im vollen Umfang im Abschnitt von der Staatskunst am deutlichsten werden.

In der bildenden Kunst könnte man hinter den Romantikern, hinter einem Kaspar David Friedrich den Schlußstrich ziehen (Grenzerscheinungen: Leibl, Menzel), in der Tonkunst etwa hinter Schubert und Weber (Grenzerscheinung: Wagner), in der Dichtkunst hinter Kleist, Hölderlin, Novalis und Eichendorff (Grenzerscheinung: Hebbel). Die Baukunst, die als Kennzeichen schöpferischer Zeiten vielleicht die entscheidende ist, war schon im Rokoko gestorben, noch in der Süße des Daseins, von der Talleyrand sprach und die uns noch aus Mozart klingt. Damals erlosch etwas in der Welt. — Wie in der Kunst, so könnte man in der Philosophie hinter Fichte, Schelling und Hegel den Schlußstrich ziehen (Grenzerscheinung: Schopenhauer). Wohl haben all diese Denker geirrt, sie haben aber groß geirrt, aus Schöpferdrang geirrt, und aufs Schöpferische allein kommt es an. In der regsamen Arbeitsteilung des neuzeitlichen philosophischen „Ameiswimmelhaufens" ist Lust und Gewalt des Denkens erstickt worden.

Ich weiß wohl, daß nach dem angedeuteten Einschnitt noch schöpferische Menschen erstanden sind, aber sie haben sich meist in einem mehr oder minder leidenschaftlichen Gegensatz zu ihrer Zeit gefühlt, so Bismarck, so Wagner, so Leibl, Hebbel, Gotthelf und so der Germane van Gogh, oder ihre Schöpferkraft kam mehr einem reinen und ehrlichen Umgestalten des großen Erbes der Zeiten gleich, so bei Storm und Keller, bei Brahms, bei Menschen wie Feuerbach oder wie Böcklin.

Von einem fernen Ausblick her kann man sagen, daß seit der Zeit Friedrichs des Großen und Kants, seit der Zeit unserer klassischen und romantischen Denker und Künstler, kein Mann unter die Zeitgenossen getreten wäre, der in den Anfängen stand. Nur Bismarck war ein reiner Held, dem Meer, dem Gebirg, dem Gewitter und dem Eichbaum verwandt. An seinem mächtigen Dasein gerade lesen wir das Maß ab, das uns zur Erkenntnis dienen soll, wie dieses 19. Jahrhundert kahl steht, der großen Schaffenden bar — und nicht etwa bei uns allein, sondern im ganzen Abendlande.

Das 19. Jahrhundert — alle zeitechten Strömungen des 19. Jahrhunderts — sind auflösend gewesen. Hier sei als Beispiel die bildende Kunst betrachtet:

Das 19. Jahrhundert hat besonders den Impressionismus gepflegt, d. h. eine Kunstgesinnung, die etwa dem Materialismus entspricht. Der Impressionismus, dem zerlegenden Geist der Franzosen verwandt, hat es in Welschland zu völkisch-echten Kunstwerken gebracht, in Deutschland nie, denn der deutsche Geist ist entweder aufbauend oder garnichts. Darum hat er den schwersten Stand in der Welt. Dem deutschen Impressionismus ist Aufbauen immer fremd gewesen.

Dem Impressionismus aller Kunstgattungen ist es eigen, daß er die Dinge geben will, wie sie vor ihm erscheinen. „Was in schwankender Erscheinung schwebt" soll in schwankender Erscheinung wiedergegeben werden. Was das Auge aufgenommen hat, das über Farbwert nach Farbwert gleitet, das soll es im Bildwerk wiederfinden. Die Welt, wie sie als farbige Erscheinung vorliegt, soll in gleich unmittelbarer Frische als Bild wiedererscheinen — nicht mehr und nicht weniger — ja nicht mehr, ja nicht irgend ein Gedanke des Malers über die Welt, das wäre schon vom Übel. Berichterstatter des Gesehenen sollte der Künstler sein — so wollte es eine Zeit, deren Weltanschauung dann Positivismus hieß. Dabei kam eine Kunst heraus, die bei den Franzosen, bei den positivistischen Franzosen, mit ihrem überlieferten Maßhalten und ihrer geschmacklichen Sicherheit — die indessen oft nur ein Ausdruck ihrer mangelnden Geisteskühnheit sind und kein sonderliches Verdienst — die bei den Franzosen Werke meisterlicher Art hervorgebracht hat: dem französischen Geist entspricht der Positivismus. — Die gleiche Kunstrichtung hat in Deutschland hin und wieder auch Malerei von geschlossener Bildwirkung hervorgebracht, aber im ganzen doch nur Malerei, die zwar in Preislisten, schließlich auch in Kunstgeschichten, verzeichnet sein mag, aber nicht zum Erbe des deutschen Geistes zählen wird. Es ist ein Gesetz des deutschen Geistes und Goethe hat es so ausgesprochen:

> „Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
> befestiget mit dauernden Gedanken!"

Wie der Materialismus und der gedanklich so viel ärmere Monismus die Methode, das Verfahren der Naturwissenschaft zu einer Weltanschauung erheben wollte, so wollte der Impressionismus eine Me-

thode, ein Verfahren des Sehens zu einer Kunstanschauung, zur Kunstanschauung überhaupt, erheben. Die tiefe Besinnung auf das Wesen des Schöpferischen im Menschengeist hat in beiden Fällen gefehlt, die Kraft hat gefehlt, das Gesehene zu dauernden Gedanken zu befestigen. — Man kann in einem gewissen Zusammenhang sagen, Rembrandt sei der größte Impressionist gewesen, aber der Unterschied bleibt der: Der Impressionismus war für Rembrandt eine Art seines Sehens und Gestaltens, die ihm zum Werk dienen mußte, aber niemals ein Ausdruck seines Gemüts. Rembrandt war der Schöpferische, den sein drangvolles Herz hat malen heißen, und von der Welt, wie sie in schwankender Erscheinung schwebt, hat er in einer stillen Liebe Ergreifendes gekündet. Aber die Gestaltung selbst ist bei diesem Leiderfahrenen ja noch immer das Stoffliche, die Erscheinung ist ihm wie ein Schleier über den Mächten des Schicksals. So ahnen wir vor der einfachsten Zeichnung einer Landschaft, wieviel Schmerz und Seligkeit, wieviel Wolkenbrüche und Finsternis dieser einsame Mann verschwiegen hat.

Die Macht des Gemüts allein schafft die großen Werke der Kunst, welche dauernde Gedanken sind. Auf dem Schlachtfeld, das sich an den Grenzen zwischen Menschen und Welt hinzieht, werden die großen Werke erschaut. Es kommt nicht auf die schwankende Erscheinung an und wer sie „vorurteilsloser" sieht, all diese Dinge sind dem müßigen Herumraten an den Erscheinungen gleich, das die Höhlengefangenen in Platons Gleichnis treiben; es kommt allein auf den Schöpferblick in die Erscheinung an und auf die Kraft des Gemüts, die aus schwankender Erscheinung und aus dem Eigengefühl eines gewaltigen Schicksals das Werk schmiedet; die Kraft

des Gemüts, die auf dem Schlachtfeld zwischen sich da drinnen und der Welterscheinung da draußen ihren schweren Kampf kämpft. Die Dinge des Erkennens und Bildens liegen dem Einfachen im Grunde alle einfach. Wer Ohren hat, zu hören, der mag sie aus Platons Ideenlehre und aus Kants Erkenntniskritik heraushören und sich zu eigener Fruchtbarkeit gestalten. Nur muß der Bildner erst einfach sein, daß er das Einfache schauen lerne. Die Auflösung der schwankenden Erscheinung in Farbflecken artet schließlich in Handfertigkeiten und Kunststücke aus und endet bei uns Deutschen, wie sie enden muß, in einer berlinmäßigen Schnoddrigkeit der Pinselei, an der seine Freude haben mag, wer als Zeitechter im Malen ein Verfahren sieht; von dem sich abwenden wird, wer in der Kunst die Gestaltung eines Schicksals sucht.

Der Impressionismus hat geendet und anderer Auflösung Platz gemacht. Wir haben den Expressionismus erlebt, der uns behauptet, gerade hinter seinem Fremdwort stecke das, daß nicht mehr an den Erscheinungen herumgepinselt werden soll, die neue Kunst sei entdeckt, man möge kommen und staunen und kaufen.

Die Trommel rasselt betäubend. Man sagt aber, die Weisen hätten die Sache seit der Zeit des Symbolismus und des Gedränges um Greco kommen sehen und hätten den Expressionismus erlebt wie Mephisto den Schüler:

„Doch diesmal ist er von den Neusten,
er wird sich grenzenlos erdreusten."

Der Expressionismus hat in einfachem, aber für die Masse immer verblüffendem Verfahren die Sache kurzweg auf den Kopf gestellt, hat den Zipfel, den der Impressionismus am einen Ende gepackt hatte, ein-

fach am andern gefaßt und gemeint, es jetzt zu haben, sprach sogar von einem Anfang aller Kunst durch ihn. In Wahrheit ist der Expressionismus — dem ohne sein Verdienst auch einige giltige Dinge unter sein Werbegeschrei geraten sind — in Wahrheit ist er das Ende, die völlige Auflösung, eine rein großstädtische Kunst gemalter Hirnerweichung, in der Kunst aus demselben Geiste stammend, der im Tanz bei den Eingeborenen da und dort in die Lehre ging. Der Expressionismus ist wirklich zeitecht und gleichsam am rechten Platz als das Aushängeschild eines fiebernden Zeitgeistes, der sich schon mit Kokain, widernatürlicher Unzucht, Eingeborenenmusik und Kindesgeschrei ausgestellt hat und uns nun seine neuste Fieberhitze anpreist.

Der Expressionismus will gar nichts wissen von irgendeiner gegebenen Außenwelt, er drückt seine sogenannte Innenwelt aus, vielmehr, will sie ausdrücken, so wie sie in schwankender Erscheinung als ein Treiben seiner Vorstellungen in ihm schwebt. Es glückt ihm auch bisweilen sehr genau, die zeitechte Innenwelt, diesen Schicksalsersatz, auf einer Leinwand oder auf Holz anzudeuten, und wir erkennen das Wesen des Zeitgeists nirgends besser: das muß man dem Expressionismus lassen. —

Da wir doch auch diese Dinge ernsthaft erkennen wollen und zu eigener Fruchtbarkeit urteilen wollen, sei auch er hier betrachtet. Gleich fällt uns auf: das Befestigen fehlt auch hier, das Befestigen zu dauernden Gedanken — dem Zeitalter fehlt die Schöpfergabe, was es auch beginne. Befestigt ist im Expressionismus so wenig wie im Impressionismus. Dieses wogende, verschlungene Auf-und-ab der Vorstellungen, diese ungeschiedene Gärung der Innenbilder — so viel kann der Expressionismus allein geben, und

da er aus seiner Schwäche eine Tugend machen will, gibt er vor, nur „Seelisches“ geben zu wollen. Wir erkennen in ihm das äußerste Ende eines weibischen Zeitalters: die Grenzverwischung zwischen allen Vorstellungen soll gemalt werden, gemalt, gedichtet und in Töne gesetzt. Der Weibeszustand des Geistes soll Kunstgesetz werden — das ist der Abgrund, an dem die Zeit steht.

Ich habe einmal von einem Lautgesetz geträumt, das ein Baum war und grüne Blätter bekam; ein andermal war mir im Traum das Wörtchen „selbstverständlich“, das ich in einem geplanten Brief an meinen Hausbesitzer diesem recht deutlich und als nicht zu umgehen in einen Satz stellen wollte, dieses „selbstverständlich“ war mir im gleichen Traum zugleich als ein Bäumchen erschienen, das vor mir in der Mitte eines schmalen Waldwegs aufschoß und nicht zu umgehen war. So verschlingen sich in dem sich selbst überlassenen Strom der Vorstellungen Bild mit Gedanke, Bild mit Bild, Gedanke mit Gedanke zu Zwischengebilden, die der klarwachende Wille ganz selten noch zu fassen bekommt. Es ist eine Weibeslaune, aus solchen ungeschiedenen Zwischengebilden von Gedanke und Vorstellung heraus rechthaben zu wollen — der Expressionismus ist weibisch wie das ganze Zeitalter. Der Impressionismus konnte doch wenigstens ein Rüpel sein und Rüpel sind etwas Männliches.

Schöpferische Kunst aber war keine der beiden Richtungen — man muß sagen „war“ auch schon vom Expressionismus: es geht heute rasch. Ein Hauptwanderprediger des Expressionismus hatte mir als seinen letzten Trumpf die Versicherung gegeben, er kenne überhaupt nur fünf Menschen, die begriffen hätten, was Expressionismus eigentlich sei. Als ich

ihn nach den vier anderen frug, kam Klägliches heraus. — Auch der Expressionismus war schon.

Alle großstädtische Kunst ist Zeitströmung und Aufregung, alle schöpferische Kunst kommt von den Einsamen, die männlichen Geistes sind, welche die Welt sehen, wie sie nach Goethes Worten Albrecht Dürer gesehen hat:

„ihr festes Leben und Mannlichkeit,
ihr inner Maß und Ständigkeit."

So gestaltet sich der schöpferische Ausdruck eines Mannes und seiner Welt. — Ausdruck will auch der Expressionismus sein, aber wie Rembrandt auch Impressionist gewesen ist und doch das Schlagwort für ihn lächerlich ist, so ist aller großen Kunst gegenüber ein jedes Schlagwort lächerlich. Die gotische Kunst in ihrer Entfaltung vom nordischen Schlingband (Tierornament) bis zu ihrem Untergang in der südlichen Renaissance ist immer auch so etwas wie Ausdruckskunst gewesen. Die Expressionisten schreien auch viel von gotischer Kunst in die Massen hinein, und doch: wie lächerlich wiederum das Schlagwort, denn gotische Kunst ist eine Kunst der Männlichkeit und Ständigkeit. Ihr ist ein Unmögliches gelungen: das hohe Trachten und ewige Streben des nordischen Menschen, den ganzen stürmenden Auftrieb der nordischen Seele, zu dauernden Gedanken zu befestigen.

Wahrlich, den schöpferischen Künstlern aus nordischem Blut ist das Wort des Herrn im „Faust" gesprochen:

„Doch ihr, die echten Göttersöhne,
erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
umfaß euch mit der Liebe holden Schranken,
und was in schwankender Erscheinung schwebt,
befestiget mit dauernden Gedanken!"

So haben die nordischen Meister gewirkt. So hat die Liebe Rembrandts zu allem Geschöpf der Erde ein Werk geschaffen des tiefsten Christentums nordischer Art. Aus diesem Geist sind die Münster der deutschen Städte erbaut. So hat Albrecht Dürer männlichen Geistes eine Kunst der Ständigkeit und des inneren Maßes aus der Natur, wie er sich ausdrückt, herausgerissen. So hat Johann Sebastian Bach, der Tonmeister des inneren Maßes und der Ständigkeit, seine Fugen gesetzt, die wie das Schicksal eines Gewaltigen schreiten. So haben sie alle, die echten Söhne des Nordens, sich der lebendig reichen Schöne erfreut und ihr „festes Leben" gelebt.

Wir hingegen sind die Menschen einer zeugungsschwachen Zeit, die nichts von Gestaltung mehr weiß. Der Sprache nicht mehr mächtig, zu keinem Werk des Aufbaus geschickt, im Leben schicksalslos, im Staate führerlos, zum Glauben zu schwach, zum echten Wissen zu zerfahren, zur Lust verdorben, zur Überwindung zu feig, uns selber ein Ekel — so treiben wir fort! Gestaltungskraft fehlt im Leben wie in der Kunst.

Wir sehen es an den Meistern deutscher Kunst, was Künstlersein bedeutet. Kunst ist nicht nur Wiedergabe eines Eindrucks, wie der Impressionismus meint, nicht nur Ausdruck eines Vorstellungstreibens, wie der Expressionismus meint; Kunst ist vor allem andern G e s t a l t u n g e i n e s S c h i c k s a l s.

Damit ist gesagt, daß einer ein Schicksal haben muß, wenn er echte Kunst schaffen will. Man kann sich nicht einfach in eine warme Werkstätte setzen mit Farben und Pinseln und dann recht fleißig sein, während draußen die großen Versuchungen und Bewährungen bereitet sind. — Ich war einmal mit einem Bildhauer in ein Gespräch über die englische Welt-

macht geraten und hatte versucht, ihm klar zu machen, wie kerngesund die Selbstsucht war, die das englische Reich errichtet hat. Ich hatte versucht, ihm die Versuchung und die seelenschmiedende Kraft und Gefahr eines Machtgedankens vorzustellen. Die Ausführung beschäftigte den Bildhauer ganz; das spürte ich. Plötzlich aber brach er ab, zog sich zurück und sagte: „Ich könnte mich in solchen Gedanken verlieren." — Das sind die Schicksalsärmlichen, die Halbseelen, die sich nicht verlieren wollen, die das Zeug nicht dazu haben, ihr Licht an beiden Enden anzuzünden, um einen Bismarckschen Ausdruck zu wählen. Wer sich in die großen Gegenstände des Menschenlebens um einige Werkstattstunden nicht verlieren kann da, wo er sich reicher wiederfinden müßte, der ist — gemessen an seinem Anspruch, ein Künstler zu heißen — nicht mehr als ein Wicht.

Es kommt nicht darauf an, daß ein Künstler um Staatskunst wisse, gewißlich nicht; aber darauf kommt es an, daß ein Mensch, der den Geistesbesitz seines Volkes mehren will, sich nicht nur in einer Werkstatt bewege, sondern hinaustrete, lebe, wolle, mit allem Lebendigen der Welt ringe, die Mächte seiner Zeit erfahre, die Menschen seiner Zeit durch Haß und Liebe erkenne. Malen ist das zweite, leben das erste; nur aus lebendigem Leben springt ein Schicksal heraus.

Heldische Kunst ist allein Gestaltung eines Schicksals und kommt aus Gesinnung — nicht aus der Fluchtgesinnung einer Werkstättenbetriebsamkeit, nur aus der Gesinnung eines heldischen Menschen. Nur wer zuerst sich zum Helden geschmiedet hat, wird ein Werk nordischer Kunst schaffen können. Die Göttlichen, die unter dem deutschen Volke gelebt haben, haben heldisch genug gelebt, sich

und ihr Werk in der Glut eines Schicksals zu schmieden.

Es steht schlimm um die Künstler dieser Zeit: Schicksal und Gesinnung fehlen. Die meisten Künstler dieser Zeit eignen sich dem Betrachter nur zu einer gut materialistischen Betrachtung: es sind Lebewesen, die Kunst ausscheiden.

Im Verlauf eines Gesprächs mit einem fleißig betriebsamen Maler, der sich selbst unpolitisch nannte, kam es dahin, daß er, geruhig sitzend, mir erklärte, ihm sei es ganz gleichgültig („egal"), ob er französischer oder deutscher Staatsangehöriger sei, wenn er nur malen könne. — Nur malen können, das ist die Fluchtgesinnung der Schicksalslosen, die an sich handeln lassen, wenn sie nur malen können. Auf solche Menschen zielt das Wort heldischer Anschauung, das Schiller so ausgesprochen hat:

> „Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind."

Ich höre jetzt tausendfach den Einwand, daß vaterlandslose und gesinnungslose Menschen doch „große" Künstler sein könnten. Das mag für viele gelten, die man gemeinhin als Künstler anführt, für einen dichten Schwarm von Sängern, Schauspielern, Malern, Dichtern, Musikern, Filmkünstlern und Seiltänzern — nur für die Kunst, die aus einem Schicksal geboren ist, gilt es nicht; denn sein Leben als ein Schicksal leben, heißt aus der Tiefe aufgestiegen sein, in der einzig noch die großen Mächte der Gesinnung walten, es heißt, wie Faust zu den „Müttern" gedrungen zu sein und geschaut zu haben:

> „Gestaltung, Umgestaltung,
> des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung,
> umschwebt von Bildern aller Kreatur."

Die großen Schauenden allein, die in sich das Reich der Mütter erlebt haben, nur die sind, wie Dürer sagt, „inwendig voller Figur" und müssen aus dem Ringen mit den Schicksalsmächten ihren Manneswert davontragen. Sie ruhen nicht, bis sie's Goethes Erdgeist gleichtun, „in Lebensfluten, im Tatensturm" zu leben und da festgestanden zu haben, wo die Gewalten ihrer Zeit in hoher Brandung rauschen.

Der Schöpfer großer Kunst ist immer der Erdgeborene gewesen, der in Freude oder Schmerz, oft auch im Haß, aber immer in Leidenschaft sein Volkstum und Vaterland erlebt hat und den das Kampfgetös zweier Erdgewalten noch aus jedem Schlaf geweckt hat. Er ist immer wie Faust der Unverzagte gewesen:

„und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
will ich in meinem innern Selbst genießen,
mit meinem Geist das Höchst und Tiefste greifen,
ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern
und, wie sie selbst, am End auch ich zerscheitern!"

So steht es um den Schöpfer heldischer Kunst. Er nimmt seinen Stand da, wo ein Anfang geschehen soll, und wo es am schwersten ist, da, wo ein Werk der Kunst immer zugleich ein Werk der Gesinnung ist.

Dem Künstler dieser Zeit fehlt die Gesinnung. Er muß es sich darum gefallen lassen — es ist halb widerlich, halb ergötzlich zu sehen — wie ihn die Masse, die seine entsprechende Mitwelt ist, wie sie ihn anglotzt als ein seltsames Tier, das Kunst ausscheidet. Man hat sich daran gewöhnt und tut sich was darauf zugut, nicht zu richten und immer wieder die neuesten Widerlichkeiten der zeitechten Künstler als den spannendsten Teil seiner Zeitung zu betrachten, diese Künstlerehen und ihre Scheidungen, diese Künstler„erlebnisse", die der „große" Künstler dann zu dem

oder jenem Schauspiel oder gar Filmstück verwertet hat — all das nimmt der Spießbürger, der aufgeklärte unserer Zeit, in allen Einzelheiten durch wie die Naturgeschichte hinreißend merkwürdiger Tiere. Der Künstler muß es sich gefallen lassen, so betrachtet zu werden, besser, er läßt es sich gern so gefallen, denn diese zeitechte Berühmtheit bei der Masse sichert seine Einnahmen. —

Man erinnert sich bisweilen, daß in einer abgetanen Zeit ein großer Künstler seinen Brüdern hohen Geistes zugerufen hat:

„Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben — bewahret sie!
Sie sinkt mit Euch! Mit Euch wird sie sich heben!"
(Schiller.)

Wir beginnen zu verstehen, warum für Platon das Schöne nicht eine selbständige Idee ist, sondern teilnimmt an der Idee des Guten, der höchsten Idee. Das ist die Gewißheit des großen Künstlers, daß zwar das Kunstwerk in sich ruht, beseligend schön, daß aber die Kunst selbst und ihre Schöpfer teilhaben an dem Werk der Gesinnung, das sein soll.

Die Schaffenden sind darum noch nie Kunstgenießer gewesen und haben den Ästheten und „Lebenskünstler" immer nur verachtet. Der Schaffende wird alle Kunst immer nur erleben als den freudigen Kampfruf seiner Ebenbürtigen. Oft wird er beim Kunstwerk am kürzesten verweilen, weil ihm der Kampf der großen Gesinnungsmächte keine müßige Stunde läßt. Was ist ihm alle Geschichte der Kunst? — Der Held steht immer in den Anfängen einer Welt, wo alles der Gestaltung offen liegt und alle Bestätigung glänzt.

Was wissen wir noch von heldischer Kunst? Und käme sie, hätten wir noch die Frische der Sinne, die

sie verlangt? Wir sind durch den tausendfachen Lärm der Werbetrommeln in allen Sinnen wie zerrissen, des reinen Blickes längst verlustig.

Was Schöpferkraft und Kunst der frischen Sinne sei, kann uns Gegenwärtigen kein Beispiel besser lehren als das unseres Mozarts. Gerade weil Mozart nicht der Rastlose ist, der Gequälte und Leidensgewaltige wie Beethoven, gerade weil er nicht eine Tonwelt ringender Fragen und furchtbarer Erkenntnisse geschaffen hat, gerade weil er — man könnte sagen — der reine Schaffende, der Verschwenderische an sich ist, gerade darum lehrt er unsere Gegenwart mehr als ein anderer.

Die Kunst des 19. Jahrhunderts hat sich immer viel mehr an das Ringen der Daseinsfragen gehalten und hat es nur selten und nur auf Augenblicke verstanden, ein vollendetes Kunstwerk zu schaffen, wie Beethoven es über allem Einblick in die Fragwürdigkeit des Daseins verstanden hat. Die Kunst des 19. Jahrhunderts hat diesen Bruchteil der Beethovenschen Welt, das Ringen und Fragen, als ein Erbteil mit sich getragen; nur hat sie auch diesen Bruchteil noch für sich ärmlich und schwach gemacht. Die Kunst des Zeitalters hat sich mit hundert „Weltanschauungen" eingelassen und hat sogenannte Menschheitsfragen lösen wollen. Jedes Theaterstück wollte ein „Problemstück" sein, jeder Roman eine Darstellung der oder jener Tageswahrheit.

Mit allen sogenannten Problemen war aber weder in der Dichtung, noch in der Tonkunst, noch in der bildenden Kunst, eine wirklich schöpferische Tat geglückt.

Mozart ist uns immer wieder unerreicht als der hinreißende Schöpfer aus verschwendender Fülle. Keine „Probleme", nicht das oder jenes ist „darge-

stellt“ oder die und jene Sonate will dies oder jenes besagen — es ist immer die gleiche Offenbarung fortreißender Schöpferfülle.

„Bin die Verschwendung, bin die Poesie“

läßt Goethe den Knaben Lenker im „Faust“ verraten. Wahrlich: das Dichtwerk ist Verschwendung, das Kunstwerk ist Verschwendung und sonst nichts. Wer etwas „dahinter“ sucht, irgendeinen fürs Hirn verständlichen Satz, ist ein Barbar und ist, wie Hölderlin sagt, „tief unfähig jedes göttlichen Gefühls, bis ins Mark verdorben zum Glück der heiligen Grazien“.

Wir sind so bis ins Mark verdorben zum Glück aller echten Kunst, daß wir gar nicht mehr wissen, was wir aus Schillers Wort über das Wesen der Kunst machen sollen:

„Schlank und leicht wie aus dem Nichts entsprungen,
steht das Bild vor dem entzückten Blick.“

Die Kunst ist uns immer wieder nur eine Abart philosophischer Anschauung, nur ein Stellungnehmen zu den Fragen der Zeit, nur Geistes- und Lebensselbstschilderung ringender Menschen, nur ein „Gerichtstaghalten über das eigene Ich“ (Ibsen), nur eine Auseinandersetzung mit dem Sinn der Welt — gewiß, das ist die Kunst alles auch, aber sie soll weit mehr noch sein: eine Offenbarung, wie lebendig, selig, allbeherrschend, sichverschwendend reine Schöpfung ist.

Was Überwall und Schönheit sei, das ist uns allen verborgen. Darum bleibt alles so schmucklos um uns und in uns und nie wird uns „schlank und leicht“ zumut. Darum weiß selten einer, wer Mozart sei. Die Oberflächlichen sehen einen Immerheiteren in ihm, die Gebildeten einen Formvollendeten, die Stil-

kenner den Meister des deutschen Rokoko — das ist er alles auch — den meisten Menschen aber ist er ein sogenannter Genuß und man ist „entzückt" von ihm.

Daß man wirklich entzückt sein müßte, fortgerissen, ein Reichbeschenkter — das ahnen nur einige, denn Mozart ist unzeitgemäß, ist gar nicht und in keiner Beziehung verwandt mit diesem Zeitalter. Er ist das Schöpferische, das uns fehlt, das Überschwängliche, das wir verlernt haben, das Festliche der Erde, dessen wir unfähig sind. Er ist der Schöpfer, dem unter seinen Händen „schlank und leicht" alles leuchtende Gestaltung wird, der Sichverschwendende, der über allen Qualen seines Alltags nur ans Schenken denkt und der sich selbst am Ende seines Lebens dieses Requiem zur Totenfeier geschenkt hat, vor dem wir erbebend fragen: Wo nahm der Wissende die Fülle solchen Schenkens her?

Reinste Schöpfung ist Mozarts Werk und darum müßte es uns reinste Seligkeit bedeuten.

Wie armselig nimmt sich die Tonkunst unseres Zeitalters gegenüber der Mozarts aus! Die Gestaltung fehlt, die Fülle mangelt. Wir haben einen großen Lärm erreicht mit vielfach verstärktem und mehrfach besetztem Tonwerkzeug, aber über ein Getriebe der Noten, in dem hin und wieder der Fetzen einer klaren Weise auftaucht, über ein Fieber von Klangwirkungen, auf die man sich abgefeimt sicher versteht, sind die Tonkünstler unserer Zeit nie hinausgekommen. Sie haben als Zeitechte immer wieder Masse mit Bedeutung verwechselt; darum gibt es eine „Symphonie der Tausend". Sie haben alle möglichen neuen Klangverfahren versucht bis zu den Lärmwerkzeugen afrikanischer oder asiatischer Völkerschaften, sie haben von den Tonleitern der Zigeuner bis zu denen der Ostasiaten alles durchgemacht

und doch nichts geschaffen, was in Gestaltungskraft und Fülle einen Vergleich mit den Versuchen des jüngsten Mozart aushielte.

Das 19. Jahrhundert hat uns in Ohnmacht und Entbehren geführt mit all seinem großen Geschrei, daß jetzt erst die Zeit der großen Dinge da sei. Es ist ein Kennzeichen unserer Zeit, vor aller Arbeit zunächst die Presse zu „interessieren" und ein „Programm" aufzustellen: jetzt erst sei die richtige Kunst entdeckt, jetzt erst seien die Welträtsel gelöst oder die Gerechtigkeit und die Menschenrechte und die Freiheit gefunden. Das Ergebnis aber war immer nichtig, das Werbegeschrei größer als die Arbeit, die folgen sollte. Ein Kopernikus hat ehedem sein Werk ein Menschenalter hindurch ins Klare gedacht, ehe es ihm reif zu sein schien. Man hat es in den schöpferischen Zeiten genauer genommen.

Das Deutschtum und der heldische Gedanke.

Was soll aber mit all dem Lob der vergangenen Zeiten getan sein? Wollen wir denn zurück ins Mittelalter oder in die Zeit unseres nordischen Heldentums? Wollen wir Sitten und Einrichtungen einer hinabgesunkenen Welt wieder einführen, Staat und Kirche, Rechtsprechung und Kunst und alle alten Zustände der Ahnen wiederherstellen? — Das sei ferne von uns!

An uns ist doch das 19. Jahrhundert nicht spurlos vorübergegangen: es war unser Schicksal und der Edle liebt sein Schicksal trotz allem. Was sterblich ist, wollen wir nicht als Mumie durch die Zeiten mitschleppen; was unsterblich ist, die Gesinnung, die das Tüchtige aller Zeiten geschaffen hat, die gilt es, neu zu wollen. Wir wollen das gleiche, was das 19. Jahrhundert gewollt hat, wir wollen aber auch noch viel mehr darüber hinaus. Wir wollen nicht etwa gotische Kunst wiederholen und zu Ende gedachte Gedankenmumien noch einmal umdrehen; gerade so vorurteilslos wie der Impressionismus soll die Kunst vor die Landschaft treten, aber der Künstler soll uns wieder aus seinem Schauen und Schicksal einen dauernden Gedanken schaffen, der uns von der Kraft des Gestaltens rede. Wie mächtig das Geschehen erblickt werden kann, das wollen wir zu eigenem Mut erfahren. Wie viel oder wie wenig Schritte Luther über den römischen Glauben hinaus getan hat und wie viel darum „geglaubt" werden muß, um kirchlich giltig zu sein, das ist uns abgelegte, geschichtlich-abge-

tragene Gewandung und keine Beseelung mehr: die Gesinnung Luthers, den Mut, mit aller Gegenwart um der Zukunft willen zu brechen, den suchen wir!

Die alte Bevormundung in Staat und Kirche sei uns abgetan, aber ebenso abgetan die Bevormundung durch die Masse, die Ehrlosen und Schamlosen. Der blinde Gehorsam der Alten sei uns abgetan, aber ebenso die blinde Zuchtlosigkeit der Neuen; die Starrheit des Alten, aber ebenso die Haltlosigkeit des Neuen. Erwachen soll uns, was zeitlos ist, die Treue zum eigenen Wesen, die Gesinnung aller der Helden, die ein Werk getan haben! Nicht die Fugen Bachs wollen wir in einer neuen Tonkunst wiederholt haben, aber seinen Schöpfer-ernst und -klarheit; nicht die Sonaten Beethovens, aber die stolze Beharrlichkeit in der stürmenden Leidenschaft; nicht das Gedachte eines Fichte, wohl aber die Gesinnung, die uns alles Deutsche aus Ewigem strömen läßt; nicht die Kunstform Goethes, wohl aber diese Stärke und Schaukraft, das Fremdeste dem eigenen Geist zu fügen; nicht die Staatsbegriffe Bismarcks, wohl aber die Gesinnung, sich im Dienst des Vaterlandes zu verzehren.

Noch einmal: es kommt nur auf die Gesinnung an. Die muß uns geschaffen werden, eh es zu spät ist. Dazu kann nur der Mut unseres nordischen Blutes helfen.

Es wird die schwerste Arbeit sein, die je ein Volk begonnen hat, denn wir Deutsche sind tief hineinversunken in dieses Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit. Es ist auch uns immer noch etwas von der alten Gründlichkeit geblieben: wir übergehen nichts, wir sind in alle Auflösungen und Sümpfe hineingewatet, da wo sie am tiefsten sind. Goethe sagt einmal: „Es ist der Charakter der Deutschen,

daß sie über allem schwer werden, daß alles über ihnen schwer wird." Wahrhaftig, wir sind über den fadenscheinigsten Dingen schwer geworden. Was bei den Welschen ein gallisches Spiel mit den Dingen ist, das wird schwer über uns und wir werden schwer darüber. Die vielen seichten Ehebruchspossen, die man auf französischen Bühnen ob ihrer witzigen Mache doch genießen kann und belustigt genießt — die Deutschen können sie nicht so gallisch-heiter fassen, sie werden in Deutschland gemein. Wie es bei der Sprache erschienen ist, so wieder hier: der Deutsche hat es am schwersten auf der Erde, er kann nur edel leben oder gemein, die heitere Mitte will ihm nicht gelingen. Es scheint, daß er nicht jenseits von Gut und Böse leben kann.

Der deutsche Geist hat am meisten um sich selbst kämpfen müssen und muß immer wieder am meisten um sich selbst kämpfen. Er war von je der Versuchteste der Erde, er war von je vor lauter Entscheidungen gestellt, hat die größten Verluste gelitten und die größten Taten getan. Daß er sich so verlieren konnte, wie er sich verloren hat, war ein Teil des Besten in ihm. Daß er so gläubig wie Hans im Glück Besitz um Besitz hingeben und sein Eigenstes fast vergessen konnte, wenn er sich um Erkenntnis fremden Geistes mühte; daß es ihm so ernst sein konnte, auch da, wo gar nicht viel zu gewinnen war, eher viel zu verlieren — das ist nicht nur sein Fehler, das ist auch sein aufgeschlossenes, törichtes Herz.

Franzosen werden als Franzosen geboren, Engländer als Engländer, Deutsche werden als vertrauensselige „Erdenbürger" geboren und haben es dann zu bestätigen, ob sie sich zu Deutschen schmieden können. Franzose zu sein, Engländer zu sein, kann auch eine sittliche Leistung sein; Deutscher zu sein

heißt immer, an sich eine sittliche Tat getan zu haben. Viele Deutsche erfahren ihre Deutschheit erst im Ausland. Darum ist die Erscheinung des Durchschnittsfranzosen nicht ungefällig, die des Durchschnittsengländers oft erfreulich, die des Durchschnittsdeutschen aber so fragwürdig und oft so beschämend. Die Deutschwerdung fehlt: das stolze Bewußtsein, einer Gemeinkraft Teil und in jedem Augenblick der Deutsche zu sein. Eine Französin, die deutschen Geist achtet, hat mich gefragt, ob der Deutsche wohl aus Weltkrieg und Niedergang sich endlich zu einer Vaterlandsliebe finden werde und ob er wohl dann seine Sprache auch noch so fahrlässig schreiben und sprechen werde.

Dem Ausländer ist die Fragwürdigkeit alles deutschen Durchschnitts schwer begreiflich zu machen, noch schwerer die Möglichkeiten bewußter Deutschheit. Der französische Geist hat es verstanden, eine gefällige Umgangsform für ein ganzes Volk zu schaffen — es gibt zwar Menschen, die sagen, das sei eine gute Oberkellnersleistung, und sie deuten damit die Grenzen des französischen Geistes an. Der französische Geist hat es aber darüber hinaus noch verstanden, ein ganzes Volk zu entfesselter, vaterländischer Leidenschaft und zu leidenschaftlicher Liebe seiner Sprache zu erziehen und das ist eine vorbildliche Leistung, vorbildlich vor allem für uns Deutsche. Aber das, was man Französischen Geist nennt, sei es in seiner Ausprägung als génie latin, sei es in der andern als esprit gaulois — beides sind zu Ende gedachte, geschichtliche Leistungen. Was wir heute Französischen Geist nennen, ist alles ein Werk des vorrevolutionären Frankreich: das gilt von der Baukunst hinab bis zu den geschmackvollen Schildchen der französischen Duftfläschlein. Gerade am

französischen Geist kann man ersehen, was dereinst das all-einzelne Bestreben eines ganzen Volkes vermochte. Aber dieser Geist ist zu Ende gedacht, ist ausentfaltet, ist heute schon mehr erstarrte Formel als freudige Neuschöpfung.

Die Franzosen sind kein Urvolk — wir haben es bei Betrachtung der Sprache gesehen. Man braucht nur eine Erscheinung wie Bach oder Kant zu nennen, nur einen aus der Zahl unserer großen Schaffenden, so zeigt sich, daß der französische Geist zu solchem Werke zu schmächtig ist. Seine größten Menschen werden immer nur mit den mittleren Männern des deutschen Geistes zu vergleichen sein.

Es liegt im deutschen Geiste, daß er sich die unendlichen Aufgaben stellt, die den Weg einer ganzen Zukunft bereiten wollen. Darum lebt deutscher Geist so oft als Vorläufer, als Erstling, als Unvollendeter; darum wird er nur selten gefällig sein, eher fragwürdig und voll Fortstreben und Hinausweisen. Das Vollendete und Ruhende, das Weitergedachte und Ausgedachte ist nicht sein Werk — der Aufbruch, das Strebende, das aufgesprengte Tor, ein Anfang vor allen Anfängen und eine Vollendung jenseits aller Vollendungen: so sucht er die Welt. Darum stehen die Vollendungen des deutschen Geistes so hochragend wie die gotischen Dome auf unserem Boden. Darum schreiten die Werke aus deutschem Geist gleichsam im hocherschlossenen Raum einsam von Ewigkeit zu Ewigkeit wie die einzige Passacaglia, die Bach geschrieben hat. Darum ist die Geschichte des deutschen Geistes keine Einheit, kein Stufenbau. — Der französische Geist ist so blitzend geworden im gesteigerten Wettbewerb von Geschlecht zu Geschlecht, er ist ein Erbe, ein Weitergeben, ein stets erneutes freudiges Gemühen von Geschlecht zu Geschlecht

bis zum Zeitalter der französischen Revolution, wo die Schöpferkraft im Abendlande erlosch. Der französische Geist ist den Franzosen immer wieder bewunderte Überlieferung gewesen, zu der sie freudig bestrebt hingeeilt sind, wie immer wieder die jungen Enten aus dem Ei ins Wasser.

Der deutsche Geist ist kaum fortzuerben. Darum ist Hoffnung für ihn da, daß er im Zeitalter der Revolution und im 19. Jahrhundert nicht miterloschen ist, denn er war nie im Forterben von Geschlecht zu Geschlecht. Die einsamen Schaffenden des deutschen Geistes haben nie ans Erben gedacht, weil sie selbst ihre Lust am Dasein gewonnen hatten daraus, daß sie aus Anfängen kamen. Deutschsein heißt: immer wieder von sich selbst ausgehen. Das ist schwerstes Erdenwerk, aber der deutsche Geist lebt nicht anders. Überlieferung hat es zu Schaden und Glück in der deutschen Geschichte nie gegeben — zu unserem Glück in der Geschichte des deutschen Geisteslebens, zu unermeßlichem Schaden in der Geschichte des deutschen Staats und seiner Durchschnittsbewohner. Hier zeigt sich uns wieder das Fragwürdige des deutschen Wesens im Leben der Völker und unsere Aufgabe, die mancherlei fliehenden Kräfte der Seele zu dem einen, männlichen Willen zu binden.

Die gute Überlieferung englischen Geistes war das Glück aller englischen Durchschnittsbewohner. Wir haben diese Dinge schon betrachtet. Was aber im Völkerleben und Staat ein Glück ist, hat sich dem Engländer im Geistigen als ein Mangel erwiesen, als eine Begrenzung — eine Begrenzung zwar auf das Brauchbartüchtige, das im Völkerleben immer wieder ein klarer Wert ist, aber doch eben die verengernde Begrenzung, die aus merry old England, einem Land der Tonkunst und Volkslieder, aus Sha-

kespeares Land, ein Welt-bank-und-warenhaus gemacht hat, ein zwar mächtiges, aber doch ein irgendwie von vielen guten Geistern verlassenes Staatsgetriebe.

Es ist wieder dasselbe: denkt man an Beethoven, Grünewald, Mozart, Leibniz, so erkennt man die Grenzen des englischen Geistes. Der Engländer ist durch die Geschichte geschritten als ein Gegenbild des Deutschen, sich nirgends verlierend, an Versuchungen des Weltbilds gleichgiltig vorbei, wo der Deutsche ein Jahr seines Geistes gelebt hätte. Der englische Geschichtsschreiber Seeley schreibt einmal: „Es scheint, als hätten wir die halbe Welt in einem Anfall von Geistesabwesenheit erobert. Während wir es taten, duldeten wir nicht, daß die neuerworbenen Länder irgendwie unsere Einbildungskraft oder unsere Art zu denken im mindesten beeinflußten."

Des Engländers Unfähigkeit, sich zu verlieren, alles zu vergessen um einer tiefen Erkenntnis willen, seine starre Selbstbehauptung da, wo weite Aufgeschlossenheit der Seele ihm reiches Schauen hätte schenken müssen — all diese staatsmännischen Tugenden sind ihm zu Mängeln der Seele geworden. Bei aller Edelmannsart eines echten Engländers steht man als Deutscher ihm doch gegenüber wie einem Bruder germanischen Blutes, den man einmal wenigstens in seinem Leben aus Selbstverständlichkeit, Herkommen und bester Erziehung herausreißen möchte um seiner selbst willen, damit er einmal mit Faust, dem Deutschen, hinabsteige zum Reich der Mütter und schauen lerne — schauen statt beobachten, schauen statt prüfen, bedenken, wählen, so schauen, wie man aus hellenischem und deutschem Geiste schauen kann. Der Engländer verliert sich nie, darum gewinnt er sich nie, so wie der Deutsche sich gewinnen

kann. Der Engländer hat die Leidenschaft des Daseinserlebnisses so gebändigt, daß sie ihm zu gutem Tagwerk dienen muß, aber sie ist dabei vernünftig geworden, so daß es keine Leidenschaft mehr ist. Nur der Leidenschaftliche erlebt die Welt als Welt, der Engländer erlebt sie allzu leicht als sein Handelsgebiet und seinen Besitz. Das muß ihm Erkenntnisse töten und entadelt den Geist.

Es ist kein Grund vorhanden, daß wir heutigen Deutschen uns dem Engländer überlegen dünken. Der Durchschnittsdeutsche erlebt ja die Welt beschämender — ich mag es hier nicht weiter ausführen. Seit jener schwersten Anklage, die Hölderlin in seinem „Hyperion" gegen uns Deutsche aussprechen mußte, seit dieser Zeit haben die Ankläger gegen uns nicht mehr geschwiegen und konnten nicht mehr schweigen, da sie ansahen, wie das 19. Jahrhundert begann, sich auszuleben. Und dennoch hat derselbe Hölderlin das Vaterland wieder und wieder besingen müssen und am schönsten in dem Lied, das so beginnt:

„O heilig Herz der Völker, o Vaterland,
allduldend gleich der schweigenden Mutter Erd
und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben."

Die Tiefe des deutschen Geistes ist sein entscheidendes Erbteil. Ungeahnt von fremden Völkern ist die Erlebnisweite deutschen Geistes. Schon Begriff und Wort Erlebnis sind einzig deutsch und sind nur zu erleben. Deutschsein heißt zu einem Schicksal aufgerufen sein, und weil es dies heißt, ist die Erscheinung der Masse nirgends widerlicher als in Deutschland. Darum ist das gegenwärtige Zeitalter die schmählichste Zeit des Deutschen. Der Franzose ist im 19. Jahrhundert hohler und eitler geworden, der Engländer selbstsüchtiger und flacher, der Deutsche

aber undeutsch und damit verächtlich. Der deutsche Geist muß gleichsam von sich das Höchste verlangen, und er gerade hat sich im 19. Jahrhundert am meisten verfälscht. Ist es erstaunlich, wenn Deutschlands Ansehen tief gesunken ist?

Die heldische Staatskunst.

Hier gilt vor allem eines: Heldische Staatskunst wird nur ausgehen von einem Helden, nicht von Ministern und Abgeordneten einer Mehrheit und nicht von den Sendlingen der Masse.

Sie kann nur ausgehen von einem Manne, der im Schicksal seines eigenen Lebens Landschaft und Stammesart seines Volkes und dessen Überlieferung, Sitte und Geschichte tief und rein erfahren hat, der um den Sinn des Volkstums, dem er angehört, wie um den Sinn seines eigenen Lebens gerungen hat und in Augenblicken seines Schauens ahnt, daß er der Erwählte und Einzige und daß seine Zeit gekommen ist. Er muß die Schicksalseinsicht haben und ehrfürchtig als Gnade erleben, daß mit ihm zugleich aus seinem Volke die Fragen geboren wurden, die ihn selbst seinem Schicksal entgegengeführt haben; er muß diese Gewißheit erleben, die nur einigen Schaffenden zugelegt ist, nämlich in einem eigenen Lebensaugenblick so alt zu sein wie das mitgeborene Zeitalter des eigenen Volks. Goethe hat aus seiner Geistesart solches an sich erfahren und es einmal ausgesprochen, und Bismarcks Leben ist — ob ihm bewußt oder nicht — das Leben eines solchen Auserwählten gewesen. Der Schicksalsgedanke in seinem Verweben von Weltenstunde und Manneswillen tut sich uns wieder auf und wir ahnen, wie ein Held ins Geschehen hineinschauen mag. Das ist ein schweigendes Erlebnis des Helden als Staatsmannes: bereit

zu sein zu dem Schicksal, in welchem zu Sinn und Größe verschlungen sind Einzelgeschick und Volksgeschick.

Wie reich begnadet ist ein Volk, dem ein solcher Held zur Macht vorangeht! Er ist der wahrhaft Volksentstammte, der Erdgeborene, der den Mut hat, in Anfänge zu treten, um neuen Saatlandes willen auszuroden und Sümpfe zu trocknen und bis ins hohe Alter hinein tätig zu sein wie Faust, der hundertjährig und blind am Grabesrand erneut an einen Anfang denkt. — Nur der Held solcher Art wird ein Reich gründen, in dem ein Volk, „nicht sicher zwar, doch tätig-frei" (Goethe, Faust), zur Macht gestählt, seinem Werk- und Festtag leben kann.

Vom Helden nur geht heldische Staatskunst aus und nicht von den Vielrührigen, die alles wissen: Statistik, Börsenbericht, öffentliche Meinung, günstige Gelegenheiten und Erfordernisse des Tages, nicht von denen, die wissen, wie mans macht, von den Redegewandten, die wichtig tun und Ansprachen halten, dabei im Stillen aus eigener Erfahrung wissen, es werde überall mit Wasser gekocht und es menschele überall. Eine rechte Staatskunst geht nicht aus von Weltbeglückungslehren und bildet sich nicht im Parteihandel, sie geht nicht aus von den Gewitzten, die sich darauf verstehen, mit schönen Worten fürs öffentliche Wohl zu lügen, nicht von den Gewitzten, die zu den paar hundert Geldmännern der ganzen Welt gute und geheime Beziehungen haben und sich auf Geheimsitzungen und auf verschwiegenes Treiben in Aufsichtsräten verstehen — das sind alles die Schädlinge im Staat. Auch von den Wohlwollenden, den sogenannten freisinnigen Menscheitsbegeisterten, die recht viel Fortschritt wollen, von all diesen Ohnmächtigen steht nichts zu erwarten.

Es ist in unseren Tagen viel geredet worden über Staatsleitung und Staatsleiter, man hat immer wieder mit Schiller darauf hingewiesen, daß Mehrheit der Unsinn sei. Man hat das Kennerwort Goethes angeführt, das so sicher und gleichsam mit dem Ton der Anführungszeichen die feigen, vertuschenden Fremdwörter des Mehrheitstreibens gebraucht und darum hier noch einmal stehen soll: „Nichts ist widerwärtiger als die Majorität: denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkommodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im Mindesten zu wissen, was sie will." Darum ist auch Goethe, der in den Weimarischen Landtag gewählt war, doch nie bei den Sitzungen erschienen.

„Warum denn aber bei unsern Sitzen
bist du so selten gegenwärtig?
Mag nicht für Langerweile schwitzen,
der Mehrheit bin ich immer gewärtig."

All diese Dinge sind zu bekannt. Sie sollen hier nicht noch einmal aufgezählt werden; vor allem deshalb nicht, weil der Einsichtige die Lage kennt, der Blinde aber meistens auch blindgläubig ist, und deshalb nicht, weil Auffassungen des staatlichen Lebens von der Betrachtungsart unseres Verstandes weniger abhängen als von unserer Gesinnung.

Bei einer Betrachtung des Staatslebens unserer Zeit, die sich in Einzelheiten nicht verlieren will, muß einem immer wieder das alle Erscheinungen des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart so zielsicher treffende Wort Goethes einfallen, das in diesem Buch wieder und wieder zugrunde gelegt wurde: „Vor der Revolution war alles Bestreben, nachher verwandelte sich alles in Forderung."

Die Wahrheit dieses seherischen Wortes hat sich uns in der Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts klar erwiesen, in der Staatsgeschichte gilt es nicht minder: Wo immer in unserem Zeitalter ein Zeitechter aufstand, hielt er eine Rede voll Forderung, auflösend das tüchtige Bestreben der Väter, und damit recht viele Reden voll Forderungen gehalten werden möchten, hat sich das Zeitalter die sogenannten Volksvertretungen mit ihren fordernden Mehr- und Minderheiten geschaffen. Man steht deshalb vor Bismarck wie vor einem Riesen der Vorzeit, weil er wirklich der Letzte eines Geschlechts schöpferischer Staatsmänner war. Was im Abendland mit ihm oder nach ihm zur Staatsleitung gekommen ist, das sind alles Nachfahren einer echten Staatskunst, entweder verschlagene Anwender der den Meistern abgesehenen Griffe wie in England oder — was viel schlimmer ist — wohlanständige Harmlose, die gar nicht wissen, was ein Griff überhaupt ist, wie in Deutschland. Die schöpferische Staatskunst, die in den strebenden Zeiten in England Heldisches gewirkt hat, ist dort im 19. Jahrhundert ebenso versiegt (Grenzerscheinung: Disraeli) wie bei uns die preußische Staatskunst Friedrichs des Großen oder Bismarcks.

Heldische Staatskunst — um es noch einmal zu sagen — ist entschlossen-schöpferische Staatskunst, ist die kühne Staatskunst, die es versteht, in einem Volk etwas Neu-lebendiges, ein tüchtiges B e s t r e b e n zu erwecken, und ihre besten abendländischen Beispiele der Vergangenheit bieten die preußische und die englische Geschichte. Man muß den Mut haben, genau zu scheiden: Es ist nie und nimmer heldische Staatskunst, die sich damit begnügt, die Forderung der öffentlichen Meinung zu befriedigen

und zu beschwichtigen und nach außen hin das Gelüste anderer Staaten umzulenken und zu beruhigen. In solcher Staatsleitung zeigt sich nichts anderes als das Kennzeichen eines Zeitalters, das nicht nein sagen kann. Es ist die Fluchtgesinnung, an der wir die Zeit erkannt haben, und ist die unheldische Staatsleitung, wie sie der Deutsche — das ist eine schmerzliche Einsicht — in dieser Zeit zumeist gepflegt hat. Bismarck hat einmal die Staatsauffassung, die der Deutsche allein zu kennen scheint, und aus der er ihn herausreißen wollte, diese Auffassung des Durchschnittsdeutschen hat er so gekennzeichnet: „Wir treiben keine auswärtige Politik, d. h. keine aktive, sondern wir beschränken uns darauf, die Steine, die in unseren Garten fallen, aufzusammeln und den Schmutz, der uns anfliegt, abzubürsten, wie wir können." Es fehlt die Lust zur Macht und darum der Griff in die Geschehnisse hinein. Bismarck hat es auch einmal so ausgedrückt: „Unsere Politik verstimmt mich, wir bleiben Treibholz, auf unseren eigenen Gewässern umhergeblasen von fremden Winden."

Staatskunst ist Schöpfung und kommt wie alle Schöpfung allein aus Leidenschaft und aus der Lust zur Macht. Ob es aus Liebe sei oder aus Haß, auf die Tat allein kommt es an — das haben wir erkannt! Darum ist Staatskunst, heldische Staatskunst, nicht Statistik, Amtserfahrung oder so etwas, und kommt einem nicht zu aus einem Handbuch der Staatswissenschaften oder aus einer warmen Parteibegeisterung — nach all dem wird hier nicht gefragt; gefragt wird hier einzig nach Macht, nach Mehrung des Reichs und seiner Gesittung.

Das hat Fichte erkannt, der heldische Sittenlehrer, und darum hat er ein Lehrbuch der Staatskunst, Teile des stählenden Buches Machiavells, mit sei-

nen Zusätzen für seine Zeit neu herausgegeben. Fichte war der männliche Denker, der tief und kühnlich um den heldischen Gedanken gerungen hat und der erkannt hat, daß heldische Gesittung nur da sein wird, wo ein Volk seiner Macht sich freut.

Nur aus der Macht kommt der mächtigste Geist eines Volkes. Nach Wirklichkeit verlangt aller Geist des Menschen, und wo ein Geist mächtig ist, verlangt er zeitlose Macht. An ihrem Machtgedanken werden die Menschen gemessen, Männer und Völker. Er ist der Waffenmeister im Geschehen, der zur Streitbarkeit ruft. Es ist ein ernstes Wort und eines, das einen sittlichen Kern hat für den Starken: Macht ist Recht. — Dieses Wort will besagen: Ihr habt erfahren, daß das Leben auf der Erde Kampf ist, und habt gesehen, wie die Gerüsteten die Sieger sind — so rüstet euch! Wer es richtig begriffen hat, warum Macht gleich Recht ist und wie sittlich dieser Satz dem Sittlichen wird, den muß die Einsicht tüchtig machen; das Ziel muß er sehen, zu dem alles Staatsleben führen soll, dieses Ziel der Gesinnung: Seid ein starkes Volk der Gesittung, so erwerbt ihr ein Anrecht auf Macht! Seid ein tüchtiges Volk, so muß eure Macht ein Recht werden! Wirket Gesittung aus eurer Macht, so wird euer Recht ein Vorrecht sein!

Die Gewalt eines Machtgedankens hat das deutsche Volk noch kaum verspürt. Das ist die Verzweiflung und Scham so vieler seiner starken Söhne gewesen. Es hilft nichts: Wer diese Leidenschaft zu beherrschen nicht in sich verspürt hat, hat die Fülle des Erdendaseins nicht gespürt, hat schmächtig gelebt, wo er stark leben konnte, hat am Leben gespart, wo er sich verzehren konnte, ist zu den Wichten gehockt, wo er bei den Brennenden stehen konnte.

„Herrschaft gewinn ich, Eigentum,
die Tat ist alles, nichts der Ruhm.“

So spricht Faust und verschreibt lieber seine Seele dem Teufel, als daß er auf Tat und Herrschaft und Eigentum verzichtete. Der Deutsche ist sonst allen Dünnteufeln und Verzichtgeistern verfallen — gäb er sich einmal doch dem Geist der Herrschaft hin! Es ist so leicht, das Eigentum als Raub zu bezeichnen, wenn man die Kraft nur als Massenschwall und -ersäufung kennt, wenn man die Kraft der Normannen nicht kennt, mit ein paar Wikingsbooten nach Süden zu fahren und Staaten zu gründen. Es ist so leicht, die Herrschenden Zwingherren und Sklavenhändler zu nennen, wenn man die Taten nicht ermißt, die vollbracht sein wollen, um im tropischen Land zu Speisung des eigenen, dichtwohnenden Volkes ein Stück Erde zu gewinnen. Wie sollte denn ein Wicht den Herrschaftswillen verstehen, der in Cecil Rhodes, dem blonden, blauäugigen Engländer mit den Geierzügen, gebrannt hat nach Verwirklichung! „Dies wünsche ich alles englisch," hat Cecil Rhodes gesagt bei Betrachtung einer Karte Afrikas. Er hatte begriffen, was Ausdehnung sei: der Beweis für die Tüchtigkeit eines Volkes und für seine Lebendigkeit. Er schrieb einmal: „Nachdem ich die Geschichte anderer Länder gelesen hatte, sah ich, daß Ausdehnung alles sei und daß, da die Oberfläche der Erde beschränkt ist, die große Aufgabe sein sollte, so viel davon zu nehmen, als wir irgend können."

So hat dieser Mann an dem Gedanken „vom Kap bis Kairo" unverzagt gearbeitet als ein empire-builder, wie die Engländer sagen, als ein M e h r e r d e s R e i c h s, wie wir verdeutschen wollen. In einem solchen Leben geht es nicht um Geldbesitz, um ein Alter in Ansehen und Reichtum oder sonst etwas — die Tat ist hier alles, nichts der Ruhm, hier geht es einzig um das, was Faust als seinen höchsten Augen-

blick erlebt, um Mehrung des Reichs. Dafür ist Eigentum dem Reich erobert worden, daß auf dem gemehrten Erdgebiet „Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr“ verbringe.

Die Macht, die Faust erwirbt, ist Recht, und das Eigentum, das er erwirbt, nicht Raub, sondern Mehrung des Reichs. So versteht sich die sittliche Bedeutung des Satzes: Macht ist Recht. So allein wirkt heldische Staatskunst, die Schöpfung ist.

Von Parlamenten — man sollte „Geschwätzhäuser“ verdeutschen — ist in Deutschland solche Staatskunst nie ausgegangen. Volksvertretungen haben es mit der „Forderung“ der Gegenwart zu tun; das ist gleichsam ihr Wert als beratende Stimme und mehr soll man von ihnen nicht erwarten. Die Gesinnung eines tüchtigen Geschlechts zu schaffen, d. h. also ein „Bestreben“ in eine Gegenwart zu wirken, das ist noch nie das Werk einer Volksvertretung gewesen, immer nur das Werk der großen Staatsmänner.

Daß uns der rechte Staatsmann erstünde! — Daß er käme, zu schaffen, wie er aus heldischer Liebe, aus heldischem Haß und aus heldischer Verantwortung schaffen muß, wie er aus heißerlebter Freude an Landschaft und Stammesart seines Volks, aus seinem nordischen Blut und einer mächtigen Leidenschaft zu Macht und Mehrung des Reichs schaffen muß!

Ihm ist kein leichtes Geschick bereitet: Der Forscher geht vom Gedanken aus, der Künstler von der Reinheit seines Schauens, und beide kommen zu Werken, die ihre Vollendung *in sich* tragen, jedes nach seiner Art. — Der Staatsmann soll ausgehen von der Wirklichkeit, soll ein Werk herausreißen aus einem Denken von Flußläufen und Gebirgen, Eisen-

bahnen, Wasserstraßen, Handelsbeziehungen und Arbeitsbedingungen, aus einem Denken von Verteidigungs- und Angriffskräften, von Bodenschätzen und Ackererträgnissen — er soll ein Werk herausreißen aus den tausend Kräften und Bedingnissen stofflicher und geistiger Art eines Landes und eines Volks; aus all der Wirklichkeit, die nur ein Held durchdringen kann, soll er eine ferne Zukunft schaffen. Zu solchem Werk kann sich nur die verruchte Frechheit drängen, die gar nicht weiß, was sie tut und tun soll; oder aber es geschieht so, daß der gottgläubige Mut eines Starken sein Leben daran setzt. „Ich bin Gottes Soldat," hat Bismarck gesagt, „und wo er mich hinschickt, da muß ich gehen und ich glaube, daß er mich schickt und mein Leben zuschnitzt, wie er es braucht." — Das ist ein guter Glaube für einen heldischen Mann.

Die Wirklichkeit erkennen — das ist das schwerste Werk einer heldischen Staatskunst, das einen Auserwählten braucht. Beschämend ist es, hier an den Wirklichkeitsmenschen unserer Zeit zu denken: er ist das Gegenbild des Helden. Nicht aus vielen Verfahren und behender Geschäftigkeit gewinnt der Held sich die Wirklichkeit. Er ist der Erdgeborene, dem Wirklichkeit wie sein Schicksal verwandt ist. Ihm kommt es aus der Reinheit seines Wesens, zu wissen, in welchen Augenblick des Weltgeschehens er getreten sei. Das *Wissen* um Tatsachen ist nicht das Erste und Einzige an ihm, der *Griff in die Tatsachen* zeichnet ihn aus. Er hat es gewagt, aus den Geschehnissen den Ruf nach seinem Werk zu hören, das ist des Staatsmanns Alles-oder-nichts. Er muß den heldischen Mut haben, sein ganzes Leben auf einen Wurf zu setzen, und schreckt ihn diese Wahl, so ist er der Rechte nicht. Er muß das Schwerste in der Welt

auf sich nehmen, nämlich das, nach dem Erfolg gemessen zu werden, denn er kennt die Massen. Aber sein Wille ist fest: „Wenn wir geschlagen werden", hat Bismarck bei Ausbruch des Kriegs im Jahre 1866 gesagt, „wenn wir geschlagen werden, kehre ich nicht hierher zurück. Ich werde beim letzten Angriff fallen. Man kann nur einmal sterben, und es ist besser sterben als geschlagen sein." So wagt es der Held, denn er weiß, er kann sein Leben nur mit diesem einen Sinn füllen: daß er um fernste Geschlechter diene. Alle andere Wahl wäre Flucht und Geschlagensein; so schreitet er vor.

Die Leidenschaft zur Macht führt ihn einen sicheren Weg und seine Gottgläubigkeit ist jeden Tag tiefer und neu. Im Gelingen und Erfolg, da wo der Freche frecher wird, muß der Held demütig werden als der Schicksalsgläubige. Bismarck hat einmal ausgesagt, worauf es in der Staatskunst ankomme: „Das Vorüberrauschen der Gottheit vernehmen und einen Zipfel ihres Gewandes erfassen, das ist alles."

Dem rechten Staatsmann ist sein Amt ein Amt am Künftigen, er will dem kommenden Geschlecht die rechte Gesinnung wecken in seinem Staat und für seinen Staat. Das Ziel des Staates ist nämlich eine selbständige Gesittung und der Weg zum Ziel heißt: Mehrung der Macht nach innen und nach außen. Volksgesittung, Sittlichkeit und Größe eines ganzen Volks und großes Denken eines ganzen Volks ist nicht im Winkel zu finden, ist nur da zu finden, wo der Kampf um die Macht tobt.

Das Ziel des Staates ist, Gesinnung zu schaffen und Gesittung zu gründen. Das heißt nichts anderes, als aus dem Spießbürger, aus dem Menschen des Geldverdienens und der sogenannten Gemütlichkeit, einen Staatsbürger zu schmieden — ohne derben Zugriff

wird es nicht gehen! Aber der Staatsbürger soll sein — das ist die Aufgabe des Staates; der Bürger soll ein Mann werden, der weiß, was es heißt, auf der Erde geboren zu sein, mitten im Kampf ums Dasein der großen Mächte, der es als Pflicht und Lust erlebt, in einen großen Zusammenhang des Geschehens hineingeboren zu sein und sich in gerechtem Stolz, wo er auch sei, einem edlen Volke zugehörig fühlt. So wird ihm die Verpflichtung geschaffen, in jedem Augenblick seines Lebens ein Beispiel der Gesinnung zu sein.

Zum Staatswillen eines Volkes gehört unablöslich der Stolz dieses Volkes, das erste der Erde zu sein. Manches sogenannte wilde Volk nennt sich in seiner Sprache einfach „die Menschen", die andern Völker zählen ihm irgendwie zum Fremden, Nichtmenschlichen, Minderbewerteten, und das ist trotz allem ein guter Gedanke, der Tüchtigkeit zeugt. Die Griechen haben alle andern Völker als Barbaren verachtet. Sie haben recht getan, denn ihr Stolz hat die hohe griechische Gesittung erzeugt. Oft wird wiederholt, wie die Engländer sich selbst an erste Stelle setzen, von England glauben, es sei zum Heil aller Völker da und alle andern erst weit dahinten sehen, nahe an der Tierheit — sie tun gut daran trotz allem, trotz allem. Dieser feste Glaube hat sie groß gemacht.

Als Gesetz für den Wert eines Volkes gilt, was Dostojewski sagt: „Jedes große Volk glaubt und muß glauben, daß in ihm und nur in ihm allein die Rettung der Welt liege, daß es bloß lebt, um an die Spitze aller Völker zu treten und sie zu dem letzten Ziele, das ihnen allen vorbestimmt ist, zu führen. Der große Eigendünkel, der Glaube, daß man das letzte Wort der Welt sagen will und kann, ist das Unterpfand des höchsten Lebens eines Volkes."

Daß wir solchen Glauben hätten! Aber wir sind die Objektiven, die harmlosen Gläubigen eines Weltbürgertums, die ungefährlichen Anhänger einer Völkerverbrüderung, wir sind alles und gar nichts, für stolze Völker ein Achselzucken.

Die kommende Staatskunst, wenn sie Schöpfung sein will, muß aus der gestaltlosen Masse von Mitteleuropäern, die wir geworden sind, wieder ein deutsches Volk schmieden — ohne den derben Zugriff einer harten Faust wird es nicht gehen! In allen Parteien hat man durchschaut, wie überall mit Wasser gekocht werde; im geheimen geben die Einsichtigen aller Parteien zu, daß ein Geschwätzhaus, es möge kommen aus welchem Wahlrecht es wolle, ein Geschwätzhaus bleibt, und daß aus Geschwätz über Geschwätz niemals Gesinnung kommt. — Was sollen wir tun?

An Weltbeglückungslehren fehlt es unserer Zeit nicht und fragwürdige Verkündiger laufen genug um uns herum. Es ist aber nur eines zu tun, damit wir endlich aus all dem Elend hinaus kommen: das ganze gegenwärtige Zeitalter in all seinen zeitechten Erscheinungen müssen wir rücksichtslos in uns selbst überwinden. Von jedem Einzelnen muß es ausgehen. Die schwerste Arbeit ist inwendig in uns zu tun, und die Zustände werden sich nur mit uns ändern; denn jede Zeit hat die Zustände, die ihr zukommen und die sie verdient. Solches Überwinden sei nur eine verneinende Arbeit, sagen manche. Das werde zunächst zugegeben, wiewohl eine Auflösung, eine Grenzverwischung, eine Gesinnungslosigkeit, kurz eine Verneinung zu verneinen, so viel heißt wie gestalten, abgrenzen, Gesinnung wecken, kurz: bejahen. Man müsse nur kräftig wissen, was man nicht will, hat Richard Wagner einmal ausgeführt,

dann schaffe man sicherlich das ins Leben, was man will.

Das ist ja das furchtbare Eingeständnis und doch und doch das einzige Verheißende unserer Tage: der Zeitgeist hat Haus- und Staatsgemeinschaft, Gesinnung, Kunst- und Weltanschauung, alles so völlig aufgelöst und zersetzt, daß wir an einem Ende stehen, am grundlosen Schlamm der Bodensätze aller Zeiten, am ekelhaftesten Nichts der Geschichte, und daß wir darum, wenn noch irgend etwas an uns ist, ein Anfang werden müssen, daß wir, wenn noch Männer unter uns sind, die nicht länger in dem zersetzten Bodensatz des Abendlandes atmen können und den Mut zum schwersten Werk der Geschichte in sich spüren, daß wir dann diesen Männern folgen und in die Anfänge treten müssen. Es wäre die Wiedergeburt des Heldischen unter uns!

Das ist die Schicksalsfrage, die an uns gestellt worden ist: Ihr habt vom Niedergang und Fall großer Mächte gehört und habt schon eine Art Notwendigkeit daraus gemacht — habt ihr den Mut, das erste Gegenbeispiel zu werden? Habt ihr den Mut, euch ein zweitesmal, kraft rücksichtsloser Selbstüberwindung als Volk in einen Anfang zu stellen? — Wer diesen Weltaugenblick, der unsere Gegenwart heißt, einmal in seinen Tiefen erlebt hat, der kann nicht anders: er muß seine Tage leben in der Gewißheit, daß beides hänge und schwebe und fallen wolle: Untergang und Wiedergeburt.

Ist es noch Zeit? Sind wir verworfen oder erwählt? Wenn wir noch zu wählen hätten? Wenn es noch in unserem Willen stünde? Wenn es so wäre, daß wir kühn und kalt uns selbst unser Schicksal schmieden könnten? uns heldisch als die Auserwählten selbst in einen Anfang stellen wollten und kraft

unserer Seelen, die wir selbst geschmiedet, hinein schritten, dahin, wo die Anfänge schimmern?

Wir könnens, wenn wir den rechten Willen finden. Nicht neue Verfahren schaffen uns neu, nicht neue Wahlrechte, neue Einrichtungen — allein die heldische Gesinnung unserer nordischen Väter schafft uns neu! Sie muß uns das „Alte Wahre" sein, von dem Goethe spricht:

„Das Wahre war schon lang gefunden,
hat edle Geisterschaft verbunden,
das alte Wahre, faß es an!"

Wir sind ja die Vielerfahrenen, Vielbelehrten und Wissenschaftlichen geworden. So seien wirs einmal recht und gründlich! Unsere Wissenschaft soll uns helfen, das alte Wahre aus Auflösung und Schlamm der Gegenwart zu retten. Sie soll uns weisen, woher die schöpferischen Kräfte unserer Vorzeit und Geschichte gekommen sind. Sie soll uns die heldische Rasse weisen, der wir die großen Taten unserer Geschichte verdanken. Die Lehre vom nordischen Menschen soll die grundlegende sein, worauf die Erziehung der künftigen Geschlechter zu ruhen komme.

Zum erstenmal in der Weltgeschichte sind wir Menschen der Gegenwart dahin gekommen, daß wir die Ursachen der Größe und des Niedergangs der Völker erkennen. Vom Grund solcher Erkenntnisse aus müssen die neuen Ordnungen in Staat und Einzelleben erstehen. Das ist das Erstmalige unserer gegenwärtigen Lage, aus dem es zu einem Anfang kommen muß, wenn der Anfang seine Helden findet.

Die heldische Rasse.

Der Blick für Rassenmerkmale ist dem Europäer der Gegenwart völlig getrübt übererbt worden. Der Deutsche vor allem, der es ohnehin so schwer hat, sein Auge zu einem bildnerischen Blick zu erziehen, der unbildnerische Deutsche, geht durch die Straßen seiner Städte, ohne aus Wuchs, Schädelbildung, Hautfarbe oder Gebärden der Menschen irgend etwas herauszulesen, ohne zu ahnen, daß diese oder jene Faltung des Augenlids, diese Gestaltung des Jochbeins, Farbe der Haut, Farbe der Haare, Weichheit oder Straffheit der Haare, diese oder jene Gebärde — Gebärden sind immer Ausdruck des ganzen rassisch-bedingten Knochen- und Muskelbaus — daß all diese Dinge ein Blick in die Naturgeschichte des abendländischen Menschen sind.

Ich habe in einem Gebiet Deutschlands gelebt, wo eine nichtnordische Bevölkerung auf den unwirtlichen Gebirgshöhen sitzen geblieben ist, nachdem der vom Norden her eingedrungene nordische Germanenstamm sie aus der wirtlichen Ebene und von den fruchtbaren Vorhöhen verdrängt hatte. Es ist ein kleiner, dunkler dumpfer Menschenschlag, der noch keinen schöpferischen Menschen hervorgebracht hat. Ich erinnere mich, wie ein mir bekannter Italiener westischer Rasse beim Anblick dieser Bevölkerung sich entsetzte über so viel Häßlichkeit des Wuchses und der Gesichtsbildung — die benachbart wohnenden Deutschen nordischen Blutes haben nichts bemerkt: der bildnerische Blick fehlt, der im geistigen Nach-

bilden irgendeiner Leiblichkeit die solcher Leiblichkeit entsprechende Sinnesart schauend erführe. Wo einmal ein „Gebildeter“ endlich doch die Augen öffnet beim Anblick solcher Gruppen vorgermanischer Besiedler, da redet er von Resten römischen Blutes, als ob die echten Römer Mongolenverwandte gewesen wären, oder er redet von keltischer Urbevölkerung, als ob die Kelten nicht nordischen Blutes gewesen wären: hochgewachsen, blond und helläugig.

Es herrscht unter uns eine jämmerliche Unbildung in den Dingen der rassischen Verschiedenheiten und des rassischen Aufbaus des deutschen Volkes. Die Frische des Sehens fehlt; ein für ein rechnerisches Zeitalter so bezeichnender Mangel schöpferischen Blikkes trübt uns alle Wahrnehmung, entstaltet unser Sinnesleben so, daß die reiche Gestaltung der Welt um uns herum gar nicht in uns hineindringen kann. Unser oft naturwissenschaftlich genanntes Zeitalter hat es durch seine Erkenntnisverfahren, die alle notwendigerweise das den Sinnen Erscheinende in einen Zahlenausdruck verwandeln — durch sein nur berechnendes Vorgehen hat es das Zeitalter dahin gebracht, unsere Sinne selbst zu schwächen, die Gestaltkraft der Wahrnehmung aufzulösen.

Man sollte gar nicht mehr davon reden müssen, daß es so etwas wie eine Gleichheit der Menschen nicht gibt und nicht geben kann. Eine Bluterfahrung jedes einzelnen sollte es sein, daß rassische Verschiedenheit grundlegende Wesensverschiedenheit bedingt, daß es darum so etwas wie eine Gleichheit der Rassen und der durch Rassen jeweils verschieden zusammengesetzten Völker in Wesen, Begabung und Zielen niemals geben kann. Nur im Judentum ist ein Volk sich einmal bewußt geworden, welche durchdringende Kraft ein klarer Rassengedanke hat. So

hat das Judentum es mit Leidenschaft und Zähigkeit bei all seinen Gliedern durchgesetzt, daß sie zwar über die ganze Welt verstreut leben können, daß sie verschiedensten Völkern, Sprachen, Glaubensbekenntnissen und Ständen angehören können und doch vor allem sich als Juden fühlen und sich zugeschworen fühlen ihrem besonderen Blut. Das ist ein vorbildliches Werk einer Blutsgemeinschaft und ruht auf der sicheren Erfahrung, daß rassisch-verschiedene Völker von Grund aus verschieden und getrennt sind und daß nur rassisch-gleiche Menschen sich und die Welt gleich erleben können. Der Jude weiß, daß es keine „Menschheit" gibt; er weiß, daß Völker verschiedenen Blutes nur getrennt-fühlende, getrennthandelnde, getrennt-wollende Gemeinschaften sein können und daß sich auf gleiches Blut allein Haltbares gründen läßt. Daher kommt ihm sein vorbildlicher Rassengedanke. Disraeli, der Jude, schrieb: „Rasse ist alles, es gibt keine andere Wahrheit; und jede Rasse muß untergehen, die ihr Blut sorglos Vermischungen hingibt."

Es steht nicht anders: Jede einzelne Rasse muß anders denken und handeln, muß anders wünschen und wollen als alle andern Rassen. Wer genau hinsieht, entdeckt, daß die gleichen Ausdrücke der gleichen Sprache für rassisch-verschiedene Menschen anderes bedeuten müssen; verschiedene Rassen und Menschen verschiedener Rassenherkunft müssen sich mißverstehen. Das macht die Staatsleitung eines rassischgemischten Volkes, wie das deutsche Volk eines ist, so fragwürdig und so unheilbar schwierig, solange nicht ein einziger Rassengedanke als Ziel im Staatsgedanken zur Herrschaft gekommen ist. Der Reichsgedanke der Deutschen — das ahnen wir schon — muß ein nordischer Gedanke sein, anders wird es

überhaupt kein Reich mehr geben. Wir müssen die Rassenfrage, soweit sie eine Reichsfrage ist, und das ist sie notwendig, wir müssen sie lösen und als Antwort den deutschen Staat nordischer Rasse finden. Dann ist das Reich gegründet, das uns bleiben muß. Aber den Schlüssel zur Weltgeschichte müssen wir erst halten, ehe wir Klares schaffen können, und hier mag uns wieder der englische Staatsmann Disraeli, der seines Blutes stolzbewußte Jude, einen Hinweis geben. Er schreibt einmal: „Die Rassenfrage ist der Schlüssel zur Weltgeschichte, und nur deshalb ist die Geschichte häufig so verwirrt, weil sie von Leuten geschrieben ist, welche die Rassenfrage nicht kannten und ebensowenig die dazugehörigen Triebkräfte."

Fürwahr, hier liegt noch alles im Argen, die Verwirrung in der Geschichtschreibung ist noch nicht geringer geworden, und die große Masse hat von Rassendingen überhaupt noch nichts gehört. Fast in allen wissenschaftlichen Werken wird noch immer verwechselt: Rasse und Sprache, Rasse und Glaubensbekenntnis, Rasse und Staatsangehörigkeit. Die allseits verwirrten Anschauungen sind hier die verbreitetsten. Man redet z. B. immer wieder von germanischen und romanischen Völkern wie von verschiedenen Rassen, betrachtet also hier das äußerliche Merkmal der sprachlichen Zugehörigkeit und muß daher übersehen, daß z. B. der heldische Corneille aus nordischem Blut, ein Normanne war, oder daß der herrliche Lionardo da Vinci aus nordischem Blut war und ebenso die meisten Schöpfer der italienischen Wiederbelebungszeit.

Es gibt wirklich nur ein Volk unter uns, das um sein Blut und damit überhaupt um Rassendinge weiß, das Volk Disraelis, die Juden. Man muß sich

diese vorbildliche Rassentreue einmal recht klar machen und davon für sich lernen: Es gibt spanische, dänische, englische, deutsche, heute auch japanische Juden; es gibt katholische Juden, protestantische Juden, mosaische (israelitische, jüdische) Juden, es gibt besitzlose und reiche Juden, es gibt geadelte Juden — aber sie wissen: ein jeder um sein Judentum und um das Judentum aller andern und halten die Treue.

Über Länder, Völker, Sprachen, Stände und Glaubensbekenntnisse hinweg, und trotzdem es keine eigene lebende Gemeinsprache mehr besitzt, hat das jüdische Volk doch im Glauben an sein „auserwähltes" Blut zusammengehalten. Aus diesem Grund und wohlbegreiflich aus diesem Grund ist das jüdische Volk zur sicheren Herrschaft über das Weltkapital gekommen.

Und nun ein Blick auf die Völker nordischer Rasse, deren Urheimat Mittel- bis Nordwesteuropa ist: sie haben sich seit Urzeiten in die Welt hinein verloren und sind im Rassentum anderer Bevölkerungen seit Urzeiten immer wieder untergegangen, diese Bevölkerungen zwar hebend an Schönheit des Wuchses und an Geisteskraft, aber selbst sich verlierend und immer wieder im Fremdvolk verschwindend. Das wichtige Buch „Alteuropa" (1926) von C. Schuchhardt hat diese Dinge archäologisch untersucht (und meine rassenkundlichen Bücher bringen weitere Einzelheiten). Seit Urzeiten haben sich Ströme nordischen Blutes nach Süden und Osten ergossen. Ausstrahlend von den Gebieten der Ostsee hat sie siegenden Wesens ihre Schöpferkraft in allen Ländern unseres Erdteils und darüber hinaus bis nach Indien hin verschwendet; sie hat Künste, hohe Gesittungen, Weltanschauungen und Erfindungen mitgebracht

und hervorgebracht, wohin sie kam und wo sie lebte, und ist doch als Rasse überall untergegangen, weil ihr die Rassenbewußtheit, der eigene Rassengedanke, gefehlt hat.

Wir wissen heute, daß es Menschen nordischer Rasse waren, die in der ionischen und dorischen Wanderung in die Gebiete eingefallen sind, die dann Griechenland genannt wurden. Seht die Helden an, wie Homer sie beschreibt, und seht die Götter an, die sie sich nach dem Bilde ihrer Leiblichkeit geschaffen haben: sie sind aus nordischem Blut, hochgewachsen, langköpfig, blond und helläugig! Seht die Bildwerke an, die sie uns hinterlassen haben: sie weisen die heldische Leibesgestaltung aus nordischem Blut. So sind diese Helden hereingebrochen über die eingesessenen Völker der Halbinsel, erst erschlagend und ausrottend, was ihnen entgegentrat, und versklavend, was unter ihrer Herrschaft neben ihnen bleiben wollte. Dann aber haben sie aus ihrem nordischen Blute geschaffen: die Heldengesittung der homerischen Zeit, die Tempel und Götterbilder und die Dichtungen, die wir ehren. Noch am Abend des griechischen Schicksals, als das nordische Blut schon am Versiegen war, ist aus dem Blute des griechischen Adels Platon erstanden, der seinen Namen nach seiner heldischen Gestalt und seiner Körperkraft erhalten hat, Platon, der unser hoher Meister ist. — Dieses Griechenland war eine Großtat der nordischen Rasse.

Das Römerreich, wie es die Staatsmänner und Feldherren der römischen Adelsgeschlechter geschaffen haben, war eine andere. Wieder war es eine Rassentat nordischer Menschen. Sie waren der Adel und anderen Blutes als die Plebejer, und Ehen zwischen Adel und Plebejern waren anfangs verboten, nicht aus Standesgegensatz, sondern aus Rassengegensatz.

Aber das nordische Blut, das die Schlachten Roms schlug, diesen meisterlichen Staatsgedanken verwirklichte und das Römische Reich schuf, dieses nordische Blut versiegte auf Schlachtfeldern und versickerte und verunreinigte sich in Mischehen — so brach auch hier die Dämmerung ein. Noch in der zersetzenden Kaiserzeit zeigte sich das nordische Blut in der Blondheit des entartenden römischen Adels; aber die Masse, die minderrassige, hatte gesiegt und schließlich haben die entarteten Mischlinge der spätrömischen Großstadtmassen die heldische Sendung Roms nicht mehr begriffen und aufgelöst und zersetzt und nach Brot und Spielen geschrieen, bis rings um das Mittelmeer ein Völkersumpf war — derselbe Sumpf, durch den das Christentum erst hindurch mußte, bevor es zu den Deutschen kam. Wieder war nordisches Blut versiegt und vergeudet, zu einem nordischen Rassegedanken war es nicht gekommen.

Die Kelten brachen von Norden her über die südlichen Völker herein und sie waren der zweitletzte Strom aus nordischem Blut — hochgewachsen, blond und helläugig. Die Kimbrer, die Teutonen, immer neue Stämme nordischer Rasse, versiegten und verbluteten auf heldischen Fahrten. Und endlich schon im vollen Licht der Geschichte brachen die Germanen auf, die Jüngsten aus nordischem Blut, und waren ein herrliches Volk — Tacitus hat sie beschrieben — ein hochgewachsenes, blondes, helläugiges Volk, strahlend in siegender Kraft des Leibes und der Seele. Die Völkerwanderung führte sie über das Abendland hin zu kühnen Kämpfen und verschwenderischer Tat. Wohin wir ihren Spuren folgen, ob nach Spanien, wo die Goten saßen, ob nach Italien, wo Longobarden und Goten saßen und wohin später noch die Normannen fuhren — überall

sehen wir sie mitten in der Auflösung, in dem Nichts der Völkertrümmer und der Verwesung des Südens, tüchtige Staaten gründen und herrliche Bauten errichten. Man muß das treffliche Buch lesen, das Albrecht Haupt über „Die älteste Baukunst der Germanen" geschrieben hat.

Die Angelsachsen fuhren vom Festland hinüber nach Britannien, schufen auf erobertem Boden ein reiches Staatsleben, eine herrliche Dichtung, und wuchsen später noch durch den neuen Zustrom nordischen Blutes, das mit Dänen und Normannen ins Land brach. Angelsachsen teilen sich heute in die Macht des Erdballs, weil sie den Machtgedanken, dieses Merkmal heldischen Staatslebens, ergriffen haben.

Die Deutschen rüsteten sich, das Kaisertum des Mittelalters aufzurichten — ein gewaltiges Wollen und Tun war so über das Abendland gekommen, seitdem die heldische Rasse aus ihren Ursitzen an der Ostsee immer neue Scharen entsandt hatte. „Mit mächtigem Schall" war die Erde erfüllt. — Schiller hat in den Normannen seiner „Braut von Messina" die Artung der heldischen Rasse seherisch geschildert. Wie die Normannen in Wikingschiffen aufbrechen zur Eroberung Siziliens:

„Jenen ward der gewaltige Wille
und die unzerbrechliche Kraft,
mit der furchtbaren Stärke gerüstet,
führen sie aus, was dem Herzen gelüstet,
füllen die Erde mit mächtigem Schall."

Und Schiller hat auch schon das Verhängnis solcher Staatengründungen gesehen, die ihren eigenen Rassegedanken und Volksgedanken nicht finden:

„Aber hinter den großen Höhen
folgt auch der tiefe, der donnernde Fall."

Mußten sie fallen, mußte das Heldenblut versiegen in Griechenland, in Rom, in Spanien, im langobardischen Oberitalien, im normannischen Unteritalien? Mußten die hochgewachsenen, blonden Inder aus nordischem Blut, von denen die reiche Ausbildung des indischen Denkens kam, mußten sie untergehen in den Rassenmischungen Indiens? Mußten die germanischen Waräger in Rußland untergehen in den Blutmischungen Osteuropas? —

Es konnte nicht anders geschehen. Eines war verloren gegangen oder von Anbeginn unbewußt geblieben: die Quelle der heldischen Kraft, das reine Blut. Der Rassengedanke hatte gefehlt. So blieben in Unteritalien wie anderswo trotz aller Eroberung nur die besiegten Volkstrümmer des Mittelmeers bestehen. Schiller hat diese Tatsachen erkannt und läßt es die besiegte Rasse aussprechen:

„Die fremden Eroberer kommen und gehen,
wir gehorchen, aber wir bleiben stehen."

So sind in aller Geschichte die zehnmal besiegten Sklavenvölker stehen geblieben, die Eroberer geschwunden. Die Sklaven haben ja nie die heldische Forderung an sich gestellt, nur als Freie leben zu wollen. Sie haben sich gebeugt und haben geduckt gelebt und fortgelebt.

So hat sich in unserer abendländischen Geschichte das nordische Blut schenkend verschwendet, hat unvergängliche Heldentaten getan und ist doch in südlichen Völkern und minderen Rassen aufgegangen, weil der Rassengedanke gefehlt hat — der Rassengedanke, der das jüdische Volk über Länder, Völker, Glaubensbekenntnisse und Sprachen hinweg durch die Jahrhunderte hindurch erhalten hat. — „Jede Rasse muß untergehen, die ihr Blut sorglos Vermischungen hingibt."

Wir sind erstaunt über den Ausbruch heldischer Taten, von dem die Geschichte der sogenannten italienischen Wiedergeburtszeit berichtet: wie waren sie möglich aus dem Völkergemisch des Mittelmeers? Den Schlüssel zur Weltgeschichte haben wir heute gefunden: Der stolze Adel der italienischen Renaissancestaaten, die stolzen Künstler der italienischen Wiedergeburt, sind nordischen Bluts, sind entweder aus den Gebieten der Langobarden oder aus denen der Normannen. Ludwig Woltmann hat diese Rassenverhältnisse in seinem Buch „Die Germanen und die Renaissance in Italien" untersucht. Aus den Zeugnissen über Leibesgestalt, Schädelbildung, Haar- und Augenfarbe und Wesensart der großen Männer der Wiedergeburt erkennt man, daß es Männer nordischen Blutes waren. So konnte man die Wiedergeburt als einen neuen, späteren Einbruch und Sieg der nordischen Rasse deuten. Wenn man etwa im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum die Bildnisse aus der italienischen Renaissance betrachtet, so erkennt man in diesen harten Langschädeln und aus diesen hellen Augen immer wieder die Menschen nordischer Rasse und stößt nirgends auf Gesichtszüge und Leibesgestaltung, wie wir sie an den heute lebenden Italienern gewöhnlich beobachten. Aus nordischem Blut waren — um nur die Reinblütigsten zu nennen — Giotto, Masaccio, Filippo Lippi, Donatello, Signorelli, Boticelli, Lionardo da Vinci, Andrea del Sarto, Raffael, Tizian, Dante, Petrarca, Tasso, Columbus, Galilei, aus nordischem Blut stammen ebenso auch die bedeutenden Männer des späteren Italiens, so Alfieri, Foscolo, Leopardi, Manzoni, so Rossini, Donizetti, Bellini, so Cavour und so Garibaldi. Jetzt fassen wir wieder den Schlüssel zur Weltgeschichte, jetzt wundern wir uns nicht mehr, wie

etwa die großen Taten auch der französischen Geschichte möglich gewesen seien. Man muß nur die französischen Heldendichtungen des Mittelalters lesen, wo immer wieder die blonden, blauäugigen Barone geschildert sind und die schönen Frauen mit weißer Haut und goldnem Haar. Wie in Italien, so in Frankreich und so auch in Spanien: der Inbegriff menschlicher Schönheit kam immer dem Inbegriff nordischer Leibesgestaltung gleich. Wir wissen ja, daß fränkisches, burgundisches und normannisches Blut die besten Kräfte im Körper Frankreichs waren. Aus nordischem Blut ist den Franzosen Corneille und Flaubert erstanden, die beiden großen Normannen. Nordischen Blutes waren Ronsard, Poussin, Voltaire, Houdon, Montesquieu, Mirabeau, nordischen Blutes waren Pascal, Diderot, Cuvier, Puvis de Chavannes und ebenso Musset, Lamartine, Berlioz und Manet.

Nun wundern wir uns nicht mehr über die heldische Gesinnung in den Werken Corneilles, des edlen Normannen. Nun wundern wir uns nicht mehr über die unfranzösische, so gar nicht welsche Schwerblütigkeit des großen Flaubert, der so gar nicht großstädtisch war: er war Normanne und blond und blauäugig. Faguet, der Flauberts Lebensbeschreibung verfaßt hat, nennt ihn einen echten Wiking („un vrai viking").

Wie aber, wenn Flaubert es selbst gewußt hätte, wohin er gehöre? Wenn sich das unklare Empfinden, „deutsch" zu sein („au fond je suis allemand") zu einem klaren Erfassen seines nordischen Wesens gesteigert hätte? Wenn alle Männer nordischen Bluts, seien es Russen oder Italiener, seien es Engländer, Deutsche, Franzosen, Spanier oder Skandinavier, wenn die Menschen der nordischen Rasse es verstan-

den hätten, so zusammenzustehen, über alle Sprachen, Stände, Gesittungen und Erdteile hinweg, wie das jüdische Volk es verstanden hat? Wenn es also der heldischen Rasse gelungen wäre, ihren eigenen Rassegedanken zu entdecken, zu festigen und mit Leidenschaft zu wahren?

Es ist müßig, sich diesen Gedanken weiter zu entfalten. Zu einem Rassegedanken der heldischen Rasse ist es nicht gekommen. Die Ausführungen hier sollen nur durch die Fremdheit, mit der sie uns entgegentreten, die Wahrheit des Disraelischen Wortes erweisen, daß nur der den Schlüssel zur Weltgeschichte gefaßt habe, der die Rassenfrage verstehe. Wie fremd aber sind uns allen die Einsichten in das Wesen der rassischen Bedingungen des geschichtlichen Lebens! — —

Ein anderes aber lehren uns diese Ausführungen noch: daß nämlich dem nordischen Menschen wie ein teuflisches Erbe die Ursünde des Menschen eingeboren scheint, die Sünde, sich aufzugeben, seines Eigenwesens nicht zu achten und sich so zu verlieren. Reich ist der nordische Mensch, der reichste der Erde, die großen Taten der Weltgeschichte und des Geistes hat er vollbracht. Er hat nur zu wenig Selbstsucht erworben und hat mehr verschenkt, als ein Mensch verschenken darf: er hat sich selbst hingegeben aus sorglosem Mut. Er ist untergegangen in fremdrassigen Völkern, und wo er sich in einem Volk nordischer Art, mit seinem Volk, erhalten hat, da ist er — mit Ausnahme des Engländers, der einen Volksgedanken gefunden hat — als Hans im Glück durch die Zeiten geschritten, sein gutes Eigenes um ein minderwertiges Fremdes dahingebend. Das ist die Erbsünde des nordischen Menschen. Nur ein germanisches Volk ist vor dem Sichaufgeben bewahrt geblieben durch

seine gute Selbstsucht: die Angelsachsen. Sie sind aus diesem Grund und wohlbegreiflich aus diesem Grund die Gebieter der Erde geworden.

Die Wissenschaft von der Verschiedenheit der Menschenrassen und vor allem die Lehre vom Wesen der heldischen Rasse tut uns not.

Im Abendland (Mittel- und Westeuropa) finden sich neben minder deutlichen Einschlägen sudetischer und fälischer Rasse rein und durcheinander gekreuzt:

Die nordische Rasse — hochgewachsen, langköpfig, schmalgesichtig mit ausgesprochenem Kinn; schmale Nase mit hoher Nasenwurzel; weiches, helles (goldblondes) Haar; zurückliegende helle (blaue oder graue) Augen; rosigweiße Hautfarbe.

Die westische Rasse (mediterrane Rasse) — kleingewachsen, langköpfig, schmalgesichtig mit weniger ausgesprochenem Kinn; schmale Nase mit hoher Nasenwurzel; weiches, braunes oder schwarzes Haar; zurückliegende, dunkle Augen; bräunliche Haut.

Die dinarische Rasse — hochgewachsen, kurzköpfig, schmalgesichtig, mit steilem Hinterhaupt; starke Nase, die, mit hoher Nasenwurzel weit herausspringend, sich im Knorpelteil nach unten senkt und gegen unten ziemlich fleischig wird; weicheres braunes oder schwarzes Haar; zurückliegende, braune Augen; bräunliche Haut.

Die ostische Rasse (alpine Rasse) — kurzgewachsen, kurzköpfig, breitgesichtig mit unausgesprochenem Kinn; kurze, stumpfe Nase mit flacher Nasenwurzel; hartes, braunes Haar; nach vorn liegende, braune Augen; gelblichbräunliche Haut.

Die ostbaltische Rasse — kurzgewachsen, kurzköpfig, breitgesichtig mit unausgesprochenem Kinn, ziemlich breite eingebogene Nase mit flacher Nasen-

wurzel; hartes helles (aschblondes) Haar; leicht schief gestellt erscheinende, nach vorn liegende helle (graue, weißblaue oder blaue) Augen; helle Haut mit grauem Unterton.

Jede der Rassen Europas hat ihre eigene seelische Artung, und verschieden können sie gemischt sein, auch so, daß sich z. B. nordisches Wesen, nordische Gesinnung, in einem mischblütigen Menschen finden, denn die Gesinnung eines Menschen ist ein weiteres Rassenzeichen. Das deutsche Volk hat Blut aus allen Rassen Europas in seinem Volkskörper. In den tüchtigen Zeiten war das deutsche Volk überwiegend von nordischem Wesen, heute haben die dunkleren Rassenbestandteile sehr viel über das alte deutsche Wesen gewonnen; heute steht das deutsche Volk gefährdet da, gefährdet, denn das ist gewiß: die wertvolle Rasse, die aufbauende, schöpferische, gestaltende, die helle, heldische Rasse ist die nordische. Das lehrt die Geschichte und das zeigt ein Blick in die Züge der großen Männer des Abendlandes.

An Frankreich sehen wirs am deutlichsten: Es hat eine schöpferische Geschichte und schöpferischen Geist gehabt, bis es seinem besseren Volkstum, den nordischen Bestandteilen seines Volks, in der Revolution den Todesstoß versetzt hat. Hier in der Revolution haben die Gehorchenden und Stehenbleibenden, wie Schiller die minderrassigen Beherrschten eines Volkes nennt, dieser unnordische Volksteil Frankreichs hat sich erhoben gegen die „fremden Eroberer", den fränkischen, burgundischen und normannischen Adel und nicht nur gegen den Adel: so sicher hat hier alter Rassengegensatz gewirkt, daß es genügte, blond zu sein, um von den Händen der vielen Minderrassigen aufs Blutgerüst gezerrt zu werden. Das ehedem so blühende Frankreich ist heute am langsamen Ver-

siegen seiner Gesittung — das Blut der heldischen Rasse fehlt! Ergreifend ist es zu sehen, wie erkennende Franzosen, nordische Männer, das Ende spüren. Das nordische Blut ist fast versiegt.

Und noch ein Blick in die rassischen Bedingungen der Geschichte: Jeder Umsturz, der von der Masse ausgeht, muß ein Umsturz für die minderrassigen Volksteile sein gegen die hochrassigen, denn heldische Rasse hat nie zum Massengeist geneigt. Helden sind Einsame und Einzelne und denken allein von sich aus — wir habens gesehen. — Nun betrachte man die Menschen, die der deutsche Umsturz von 1918 in unsere Staatsleitungen hineingespült hat, und vergleiche diese Menschen mit den Männern, die unser Reich aufgebaut hatten — welch ein entsetzlicher Niedergang des Rassenwertes und Männerwertes, welche Gestalten, welche Gesichter, welche Gebärden hat dieser Umsturz herausgespült! Es wäre ein belehrendes Bilderbuch, das die schöpferischen Männer, die das Deutsche Reich gedacht und geschaffen haben, abbildete immer neben den Menschen, die entsprechend an der Auflösung des Reichsgedankens und am Niedergang gearbeitet haben: die Rassenfrage müßte dem Mindesten aufgehen. Nun endlich muß uns Gegenwärtigen der Anfang schimmern, in den wir hineintreten können: das bewußte und leidenschaftliche Ergreifen des nordischen Erbes, das alte Wahre, das Bekenntnis und der Wille zur heldischen Rasse.

Je weiter die Forschung in die Geschichte der Völker indogermanischer Sprache eindringt, um so mehr erkennt sie Begabung und Schönheit des Menschen nordischer Rasse. Schon die ältesten Gräberfunde, die ältesten Schmuckstücke und Geräte zeugen von der überwältigenden Geisteskraft der nordischen Rasse. Das nordische Schlingband (Tierornament), aus des-

sen Geist die ganze Entfaltung der Gotik kommt, zeugt von einem mächtigen Gestaltungswillen und reicher Gestaltungskraft. Die Klanggeräte, die man gefunden hat, zeugen davon, daß der nordische Mensch im Germanentum zu einer Tonkunst gereift war, vor der die Tonkunst der anderen Völker des Altertums verblassen muß. So kündet sich schon in den Anfängen, in der Vorgeschichte, die mächtige Entfaltung der germanischen Tonkunst an.

Nicht nur der begabteste, auch der schönste Mensch ist der Mensch nordischer Rasse. Da steht die schlanke Gestalt des Mannes aufgerichtet zu siegreichem Ausdruck des Knochen- und Muskelbaus, zu herrlichem Ausmaß der breiten, kräftigen Schultern, der weiten Brust und der schmalgefestigten Hüften. Da blüht der Wuchs des Weibes auf mit schmaler gerundeten Schultern und breiter geschwungenen Hüften, aber immer in Schlankheit zu holdester Anmut. Beim Manne das härter geschnittene Gesicht, beim Weibe das zarte Gesicht, bei beiden die leuchtend-durchblutete Haut, die blonden Haare, die hellen siegreichen Augen, bei beiden die vollendete Bewegung eines vollendeten Leibes! — ein königliches Geschlecht unter den Menschen! So sind die nordischen Menschen als der Schmuck der Erde erschienen, als die strahlenden Kömmlinge aus der Freude der Schöpfung.

Es wundert uns nicht, wenn die Künstler des Abendlandes in Bildwerk und Dichtung den schönen Menschen nie anders gebildet haben als aus dem Wuchs der nordischen Rasse. Ob es italienische, französische oder deutsche Dichter und Maler gewesen seien, alle haben sie den Inbegriff des schöngestalteten Menschen nur in der Artung der nordischen Rasse gesucht. Kann man sich denken, daß Dante, der von seinem eigenen blonden Haare singt, Beatrice in der

Leiblichkeit der dunklen Rassen erschaut hätte? Kann man sich einen Lionardo oder einen Dürer denken, der seinen Christus als einen breitgesichtigen Rundkopf mit dunklen Augen sieht? Der nordische Mensch ist das Maß des Schönen; ob es italienische, ob französische Maler seien, sie erfassen den schönen Menschen als einen Menschen nordischer Art.

Warum konnten viele französische Künstler, am deutlichsten etwa der Burgunder Puvis de Chavannes, gar nichts anders, als ihre Frauenbilder aus der Leibesgestaltung der nordischen Rasse erschaffen? Sie müssen gefühlt haben, daß unnordische Weibesart als Leibesausdruck nicht dahin gereicht hätte, wohin sie durch Fülle des Geistgeschauten weisen wollten. Als ob man ein Geheimnis, eine Sehnsucht des nordischen Lionardo da Vinci ahnen könnte, so verfolgt man seine Handzeichnungen, die immer wieder das reinblütige Weib nordischer Rasse bilden, die immer wieder von neuem aus einem Schauen seiner Seele heraus gleichsam nach der platonischen Idee des nordischen Weibes suchen, ruhelos, mit einem tief verschwiegenen Verlangen und aus einem Adel, den nur das nordische Blut verleiht, aus dem der Herrliche selbst ist.

Der nordische Mensch ist die unbewußte Sehnsucht aller Schauenden, die einmal einen Adel der Menschheit in der Wirklichkeit finden wollen, die eine leidenschaftliche Liebe verschweigen, an der Liebe verbluten, zu einem Geschlecht von Menschen, das einen heldischen Tag lebe, in Fülle und Macht, in Erkenntnis und Werken, in Gesittung lebendig, zur Schönheit lebendig, lebendig in Weisheit und mutig zur Tat.

Solch ein Geschlecht zu wollen, zu schaffen und aufzurufen — das sei das Bestreben, das ist die Aufgabe, die uns gestellt ist zu eigenem Adel.

Die Aufgabe.

Hier ist nun dem Staat sein Amt bereitet. Wir kennen Goethes Zeugnis, daß vor der Revolution alles Bestreben gewesen, nach ihr alles Forderung geworden sei. Das wird sich wiederholen bei jedem Umsturz, der von der Masse ausgeht. Das Amt des Staates, sofern er ein heldischer Staat werden will, ist es nun, daß er ein neues Bestreben wecke, das Bestreben nach vorbildlich deutscher Art, nach der Artung der nordischen Rasse. Wie sich nordisches, vorbildlich deutsches Wesen durchsetzen soll in Haus und Staat, im Einzeldasein und im Volksganzen, welche einzelnen Veränderungen dazu nötig sind, das kann hier nicht ausgeführt werden. Der erste Teil dieses Buches hat die Gesinnungsziele gewiesen; im zweiten Teil sind die Gesittungsgrundlagen eines heldischen Staates umrissen worden — wenn der Wille zum heldischen Wesen erwacht ist, werden die schöpferischen Männer auf allen Gebieten aufstehen. Die nordische Artung wird sich durchsetzen müssen schon im Volksschullesebuch und weiter in der ganzen Erziehung und Bildung, bis die Vorlesungsverzeichnisse unserer Hochschulen es zeigen, daß die Lehre vom nordischen Menschen, von seiner Art und Kunst und seinem Denken, Sinnen und Trachten, der vornehmste Gegenstand der Forschung und des Unterrichts geworden ist. Das Bürgerliche Gesetzbuch und das Strafgesetzbuch müssen ausdrücken ein deutsches Recht aus nordischem Wesen. Mit einem Wort: es darf kein Gebiet des leiblichen und geistigen Lebens

geben, wo sich nicht die Überwindung dieses 19. Jahrhunderts und noch mehr das freudige Streben zu heldischem Wesen zeigt.

Regt sich erst kräftig die Gesinnung nordischen Blutes wieder und kommt sie über dem Geschrei des Zeitalters zu klarem Wort, so werden die Männer erstehen, die uns sagen, wie wir im heldischen Geist der nordischen Rasse unseren Körper stark, unsere Sinne frisch machen müssen, was wir den Kindern erzählen sollen und lehren, wie es zu handeln gilt und zu bilden, zu singen und zu sagen, zu bauen, zu forschen und Recht zu sprechen aus heldischer Gesinnung.

Regt sich erst kräftig die Gesinnung nordischen Blutes wieder, so werden die deutschen Frauen unter uns leben, von denen ein heldisches Geschlecht kommen muß. Vom zeitlosen Inbegriff deutscher Weiblichkeit her, wird sich im Sittenleben unserer Häuser und in der Gestaltung unserer öffentlichen Sitten die freie gegenseitige Achtung von Mann und Weib, die nordisch-germanischer Art eignet, zur Lebendigkeit unseres Daseins wieder gründen. Dem deutschen Weib sind Aufgaben gestellt wie keinem zweiten. Es ist die Hüterin des Blutes, von dem zunächst die leibliche Wiedergeburt ausgehen soll. Von ihm wird die Reinheit des Erlebens verlangt, die den Müttern heldischer Männer zukommt. Zur Reinheit der Rasse und zum Heldentum der künftigen Geschlechter hin soll sie leben.

Im gegliederten Aufbau all-einzelnen Bestrebens gibt eines dem andern Sinn und Wert, bis Mannestum und Weibesart, bis Recht und öffentliches Leben, Sitte und Glauben, Schule und Hochschule, Staat und Gemeinde, Kunst und Wissenschaft, eines wie das andere, Ausdruck der einen Gesittung sind, der einen Gesittung, die jedem einzelnen Volks-

genossen mit dem Streben nach nordischer Art Wert und Würde gibt und Zuversicht und freudiges Werk.

So gilt es, das Reich zu bauen, das uns bleiben muß, das Reich, das der Ausdruck sein soll eines verpflichtenden deutschen Volksgedankens. Wir haben den Wachstumswert eines Rassegedankens am Beispiel der Juden, den Wachstumswert eines Volksgedankens am Beispiel der Engländer erkannt. Wie ein fernes Ziel, wie eine ungewisse Zukunft, von der man noch gar nicht oder höchstens unter Gleichtrachtenden reden sollte, so zeigt sich die Ausgestaltung eines nordischen Rassegedankens, fast wie eine, durch alle Tatsachen widerlegte Ansicht der Dinge. Ob es zu einem nordischen Rassegedanken, zu einer Blutgemeinschaft, einer Blutverschwörung, der nordischen Menschen aller Völker und Stände kommen wird? — Das ist eine Frage, die heut ins Verlorene hallt. Zudem liegt es im Wesen des nordisch-germanischen Menschen, daß er sich zu Stämmen und Sonderbünden und Einzelvölkern zusammenfindet. Es wird immer geschiedene Völker und Stämme germanischer Sprache geben, und wir Deutsche vor allem mit der fragwürdigen Neigung zu „Menschheitsgedanken" tun gut daran, erst ans Nächste, an Stammland und Stammesart zu denken und vor allem erst ein Werk zu tun, welches das freudige Werk vieler Geschlechter werden muß: das Erfassen und die Festigung eines deutschen Volksgedankens. Aus nordischer Art bestimmt er sich uns und gibt jedem kleinsten Stamm das vertiefte Bewußtsein, ein Bewußtsein, im reinen Blut unüberwindbar zu sein, im heldischen Stolz an Gesittung mächtig zu sein und streitbar zu sein als die Wächter übers Reich.

So treffen sich Volksgedanken und Rassegedanken des Deutschen im Zielbild des nordischen Menschen.

Auch die schmählichste Gestalt im deutschen Leben, auch der Spießbürger, darf uns gegenüber dem Ziel nicht kleinmütig machen. Er muß gerüttelt werden, bis er sich zum Staatsbürger ermannt, so qualvoll es sei, ihn zu rütteln, und so jämmerlich er sich sträuben wird. Die harte Faust des kommenden Staatsmanns heldischer Art muß ihr Werk tun auch am Spießbürger.

Der Spießbürger ist der erbärmliche Mensch, der gerad heraussagt, es könne nicht jeder ein Held sein, und dann wieder ans Geldverdienen denkt und an die Gemütlichkeit. Der Spießbürger ist der erbärmliche Mensch, der jedem Begeisterten, jedem Anklagenden, jedem Getriebenen des Geistes, mit breiter Deutlichkeit sagt, seine Sache sei übertrieben und überspannt. Der Spießbürger steht mit allen gut, die wie er ihr gut Teil schimpfen und rechten und dabei sagen, wie lumpig es überall zugehe; er verliert aber seine Gemütlichkeit sofort und wird unverschämt, wenn man ihn hinweist, wie jeder einzelne Deutsche von sich aus anders handeln müsse, wenn es besser werden solle.

Das 19. Jahrhundert hat den aufgeklärten Spießbürger gezeitigt. Früher war der Spießbürger unduldsam, enggeistig, abweisend, selbstgerecht. Jetzt ist er duldsam, schlaffgeistig, vermittlerisch, händlerisch und heult mit den Wölfen. Er ist der geborene Liberale. Er hat wirklich aus dem Christentum seine Sklavenmoral gemacht. Christentum heißt ihm etwas, das ihm das Geldverdienen mit anrüchigen Geschäftchen erlaubt, das ihm den Umgang mit allerlei Spießgesellen und Helfershelfern erlaubt; denn er richtet nicht, auf daß er nicht gerichtet werde. Er glaubt an einen Gott, der durch alle fünf Finger sehe, an irgendeine alte Schlafmütze von Verzeihegott,

bei dem er dereinst auch warm unterkommen werde, wenn er auch „kein Heiliger" gewesen sei. Es könne eben nicht jeder Mensch ein Heiliger sein oder ein Held.

Es fällt schwer, sich bei Betrachtung des Spießbürgers eines geschmacklosen Tons zu enthalten, denn die aufreizende Geschmacklosigkeit des Spießbürgers fordert ihn fast. Man müßte hier von dem Bierkrug des Spießbürgers reden, den er sich nicht entwinden läßt, wenn auch der ganze Staat bebt; man müßte von seiner Gemütlichkeit reden, die das jämmerlichste Bild vom Menschendasein gibt — genug davon: man kennt den Spießbürger, und unter denen, die ihn auch zu kennen glauben, sind noch viele, die sich selbst die nächsten Spießbürger sind.

Aus dem Spießbürger soll ein Staatsbürger werden. Das ist für jeden Kenner Deutschlands die erste Unmöglichkeit. Aber ans Werk müssen wir doch! Auch hier tut es nur ein Glaube, der es glaubt, weil es so töricht ist; denn der Spießbürger beharrt — man mag ihn einem Bollwerk aus Gummi vergleichen. Er lebt seiner beharrlichen Gewißheit, es könne nicht jeder ein Held sein. Das ist der Satz, den er unentwegt und ganz für sich in Anspruch nimmt. Der Spießbürger eben ist es auch, der in seiner Aufgeklärtheit am ehesten bei der Hand sein wird, breit zu erklären, daß das deutsche Volk ein Mischvolk sei und daß das Streben zur nordischen Rasse ein Wahnsinn sei, ein überspannter Wahnsinn. Und doch muß der Spießbürger gerüttelt werden. Er muß erfahren, daß alle Rassenvermischung eines Volks nicht das Streben zur hochwertigen Rasse ersticken darf; er muß erfahren, daß ein heldisches Gemüt in einer minderguten Leiblichkeit doch selbst ein Rassezeichen heldischen Blutes ist, daß heldisches Streben das erste Kennzeichen des Helden bleibt. — Wie viele Deutsche

sind reinen nordischen Blutes? Das ist eine schwer zu lösende Frage. Wir Deutsche sind ein Mischvolk geworden. Heißt das, das gute Blut in uns ganz abschwören? Wahrlich, der mindernordische Mensch, der zum Heldischen strebt, steht heldischer da, als der nordische, der gleichgiltige Tage lebt. Der Wille zur heldischen Rasse ist in unserem Zeitalter fast schon an sich eine heldische Tat, ist zum wenigsten ein so standhaftes Widerstreben gegen alles dunklere Bluterbe, das im deutschen Volkskörper kreist, daß aus diesem Widerstreben allein schon ein Mannesschicksal reifen kann. — So muß der Bürger gerüttelt werden, er muß wenigstens seine Kinder des guten Bluterbes teilhaftig wünschen. Der Wille zur Gesinnung muß ihm geweckt werden. Hier weist sich die vornehmste Aufgabe eines tüchtigen Staates.

Vergessen darf nicht werden, daß das Spießbürgertum doch immer noch oft ein guter Rassenboden ist, daß von dumpflebenden Bürgern nordischen Blutes doch einmal Männer kommen können, wenn erst die Gesinnung wacht. Es gibt neuzeitliche Romane und Lustspiele, die einen Gewinn daraus ziehen, den Bürger so recht lächerlich zu machen. Horcht man genauer hin, so wird man gewahr, daß in solchen Machwerken mit dem Spießbürger das eigentliche deutsche Wesen verhöhnt werden soll und immer aus dem zersetzenden Witz heraus, den die Großstädte schamlos züchten. Es soll nicht vergessen werden, daß im Bürgertum doch immer wieder auch in dumpfer Umwelt Männer heranwachsen, die keine Spießbürger werden.

Aufgabe ist es, solche durch Erziehung zu retten und das neue Bestreben, den Willen zur nordischen Rasse und Gesittung in ihnen zu wecken. Wir wollen an diesem Werk doch nicht verzweifeln, trotz allem nicht!

Erst aus einem all-einzelnen Streben, einem freudigen Willen aller Volksglieder, wird uns eine Gesittung erstehen. Erst ein Volksgedanke gründet uns die feste Burg eines geachteten Volkes. Erst ein Rassengedanke macht ein Volk ewig. Die heldische Gesinnung unseres nordischen Blutes sei uns *Rassen- und Volksgedanke zugleich.* Heldische Gesinnung schaffe uns diese feste Gewißheit, als Gesittungseinheit und im freudigen Zusammenstreben unüberwindlich zu sein. Wir haben gesehen, wie die Gesittungen aller Zeiten immer auf einer festen Gewißheit, auf einem Glauben, auferbaut waren.

Das eben ist das *Erstmalige unserer Lage,* daß wir den Wert reinen Blutes erkannt haben und vor allem, daß wir wissen, welche Großtaten wir der nordischen Rasse zu danken haben und daß wir darum ihr Wesenserbe erwerben müssen, um es zu besitzen. Man hat dem entgegengeworfen, der Rassengedanke sei in unserer Zeit dertausendfältigen Rassenmischung ein Unding, und von Rassenreinheit im Abendland zu reden, heiße von der Reinheit einer alten Hure reden, die sich allen gegeben habe. Das ist richtig geurteilt vom Standpunkt des unschöpferischen Menschen, vom Standpunkt dessen, der immer nur sagt, wie es *ist,* und nie, wie es sein *soll.* Aber hier liegt ja das Erstmalige unseres Zeitalters, und das ist es, warum wir kühn und kalt in die Anfänge treten können: *uns ist* — kantisch gesprochen — *Rasse nicht gegeben, sondern aufgegeben.* Wenn es einen Richtsatz für die deutsche Zukunft gibt, so ist es dieser.

Gegeben als ein Geschenk des Himmels war die heldische Rasse zu der Zeit, als Tacitus sie verherrlichte. Da lebte über ganz Germanien hin dieses nordische Volk, das heldisch-geborene, rein und nur sich

selber gleich, wie Tacitus geschrieben hat — die jüngste, frischeste Völkerschar aus nordischem Blut, ein reinblütig Volk, seines reinen Stammeslebens und germanischer Freiheit froh.

Damals in Island, in Skandinavien, England und Deutschland war Rasse gegeben, uns ist sie aufgegeben. Gegeben war sie, als aus nordischem Schöpfergeist die Tonkunst und Bildkunst des Abendlandes geboren ward, als Reckentum und Rittertum ihr Wesen und ihre Ehre bildeten, als das Nibelungenlied entstand, als die deutsche Mystik kraft ihres nordischen Wesens das entartet überlieferte Christentum umzuschaffen begann; gegeben war reine Rasse, als in mächtigem Wirken und heldischer Tatenverschwendung das deutsche Kaisertum entstand, der Geistesbau des Abendlandes in all-einzelnem Streben errichtet wurde.

In all den schöpferischen Zeiten des Abendlandes war reine Rasse unbewußt-wirkend gegeben. Erst das 19. Jahrhundert hat mit all seinen Einrichtungen und Gedanken die Trift der Vergangenheit ganz verlassen, sich überheblich zuwendend allen jüngsten Lehrmeinungen über Wesen und Ziel unseres Daseins.

Vielleicht mußte das so geschehen, damit wir ein Anfang würden, und wir wollen ein Anfang sein! Wir wollen doch von allem Herkommen und von angehäufter Unfreiheit nichts wissen und uns als die Freien erweisen. Das hat uns das 19. Jahrhundert doch auch gebracht und wir übersehen es nicht. Nun hat uns dieses Jahrhundert das Schwerste überlassen: daß wir das Jahrhundert selbst in uns selber rücksichtslos überwinden, um wahrhaft frei zu werden. — Daß so unsere Zeit ein Anfang werden kann und der tüchtigste Anfang in aller Geschichte, das ist ihr unabsehbarer Wert.

So können wir in Anfänge treten, vertrauend auf das, was uns das Wertvollste ist: das lebendig-treibende Blut in uns, aus nordischem Erbe. So ergibt sich ein Sittengesetz für Volk und Staat und jeden Einzelnen, und wir fassen es derart:

Handle so, daß du die Richtung deines Willens jederzeit als Grundrichtung einer nordrassischen Gesetzgebung denken könnest.

Die Philosophie einer früheren Zeit hat nach der „allgemeinen Gesetzgebung" gesucht, die allen Menschen Grundsatz des Handelns sein sollte; von dem Begriff einer allgemeinen Gesetzgebung her bestimmte sich noch für Kant der Inhalt seines kategorischen Imperativs. Uns sind heute die wesensnotwendigen Grenzen irdischer Daseinsformen bewußt geworden, uns sind die Klammern der Volkheit bewußt geworden, die notwendigen Mauern, die eine jede völkische Sonderart zur Erhaltung ihres Eigenwesens um sich aufrichten muß. Die Forderung unserer klassischen Zeit, daß der Mensch zur Persönlichkeit, zum eigenbewußten Menschen, werde, hat für uns noch umgreifendere Macht gewonnen: uns ist ein Volkstum wertvoll nur dann, wenn es eigenbewußt sein Dasein lebt. Wir wissen darum, daß die allgemeinste Gesetzgebung, die sich überhaupt zur Gestaltung einer Wirklichkeit fassen läßt, diejenige ist, die ein Volkstum deutlich und rein umgreift. Soll überhaupt noch klar gewollt und klar gestaltet werden, so ist der weiteste Umgriff um eine Sonderart, daß sie als Eigenwert sich feste, solche Eigengesetzlichkeit. Und uns laute sie so:

Handle so, daß du die Richtung deines Willens jederzeit als Grundrichtung einer nordrassischen Gesetzgebung denken könnest.

In solchem Sinn ist uns Gegenwärtigen nordische

Rasse und mit ihr heldische Art aufgegeben. Unter solch einem Sitten- und Staatsgesetz müßte das Unmögliche gelingen. So müßte wieder Volk werden aus Masse, Staatsbürger aus Spießbürgern, Wurzelfeste aus Entwurzelten, Gestaltung aus Auflösung und Freudigkeit aus Verzweiflung.

Unseres nordischen Blutes bewußt — das heißt, seines Reichtums bewußt und seiner Gefahren bewußt — so müssen wirs wagen! Heute wissen wir, welche gefährlichen Dinge im nordischen Blute kreisen, wie der nordische Mensch allzu leicht aufgehen kann, sich verschenken mit all seiner Fülle an fremdes Volk und fremden Geist. Der törichte Mensch, der Hans im Glück, wollen wir nicht mehr sein. Unseres Blutes bewußt, das soll uns heißen, gebieterisch über uns selber zu sein, daß wir endlich das Reich gründen, welches uns bleiben muß. Unseres Blutes bewußt, das soll uns heißen, ein aufmerksam Leben zu führen, daß uns alles Gestaltete echt und dauernd werde. Wie uns Kleist in der „Hermannschlacht" den Befreier gedeutet hat, so wollen wir werden: staatsklug, weil wir erfahren haben, daß alle Güte des nordischen Menschen vom Minderrassigen und Fremden mißbraucht wird, scharfblickend und recht schweigsam, weil wir wissen, wie gefährlich die kindliche Aufgeschlossenheit des nordischen Menschen sein kann; und darüber hinaus wollen wir wie Hermann der Befreier zu Männern werden, die einen starken Haß in sich tragen können, der die Seele stählt. Wir wollen aber, wie Hermann der Befreier, über allem herrlichen Haß uns die reine Liebe, die kindlich-reiche, des nordischen Menschen bewahren, immer des einen bewußt, daß die nordische Rasse unter den Menschen der Adel ist.

Wenn so ein Glanz und Anfang über uns käme, daß wir ein heldisches Volk würden, so wäre das die neue Erde, von der die Edda kündet, der Morgen nach Götterdämmerung und Nacht und Nichts dieses Jahrhunderts. Dann hätte die Weissagung gut verkündet:

„Aufsteigen seh ich zum andern Male
aus der Flut die Erde in frischem Grün,
über schäumenden Fällen schwebt der Adler,
Fische fängt er an felsiger Wand."

Die kühle Morgenluft des Anfangs müßte wehen um uns am Tag des neuen Heldentums und das Reich stünde gegründet.

Nachwort zur dritten Auflage.

Als ich dieses Buch für die dritte Auflage vorbereiten sollte, waren seit seiner Niederschrift mehr als 8 Jahre vergangen. Ich erkannte nun gleich, daß ich ein Jugendwerk vor mir hatte, um so mehr ein Jugendwerk, als die Kriegsjahre die Niederschrift vieler Gedanken dieses Buches verhindert hatten, wenn auch andererseits eben diese Jahre dem Buche viele neuen Gedanken zugebracht hatten. Eine Umarbeitung in dem Sinne, daß ich die Ausführungen des Buches nun nach neugewonnenen Einsichten hätte aus- oder umgestalten sollen, mußte ich gleich als unmöglich erkennen. Ich erfuhr vielmehr an mir jenen Satz des Herakleitos von Ephesos: „Wir steigen nicht zweimal in denselben Fluß.“ — Was mir früher besonders wichtig erschien, konnte nun da und dort von seiner Wichtigkeit einiges verloren haben. Anderes konnte mir zu wenig betont erscheinen. Hier war Einiges zu sicher behauptet, dort Anderes zu vorschnell entschieden, dort Einiges zu zaghaft erörtert. Urteile über diese und jene Erscheinung des Volkslebens, der Kunst, des Staates usw. hatten sich mir mehr oder weniger verschoben, begründeten sich mir von anderen Gedankengängen aus oder begründeten sich nun klarer.

So kam ich zum Entschlusse, das Buch in der Hauptsache allein in der Schreibweise nachzuprüfen. Aber auch hier verfuhr ich möglichst schonend: ich habe gekürzt, wo ich unnötige Wiederholungen oder zu breite Erörterungen fand, gestrichen, wo mir die

Darstellung allzu jugendlich wortreich erschien, habe gelegentlich ein verdeutlichendes Wort eingefügt oder ein besser bezeichnendes Wort an Stelle eines anderen gesetzt. Im Ganzen aber habe ich die ursprüngliche Fassung auch da zu wahren gesucht, wo sie mir heute allzu jugendlich überlaut erschien. Jedes Lebensalter soll das Recht zu seiner Schreibweise behalten. Es sind mir genug Zeugnisse Jüngerer und Ältester zugekommen, denen das Buch etwas bedeutet hat eben in seiner Sprache. Auch diese haben mich zögern lassen, irgendeine eigentliche Umarbeitung vorzunehmen.

Lidingö (Schweden), im März 1928.

Hans F. K. Günther.

Rassenkunde des jüdischen Volkes. 5.—7. Tausend. 360 Seiten mit 305 Abb. und 6 Karten. Geh. Mk. 9.80, Lwd. Mk. 11.70.

Es ist die beste bisher erschienene Anthropologie der Juden. Günther hat mit ungeheurem Fleiß die verschiedenartigsten Angaben aus dem weitverzweigten Schrifttum geholt, viele gute eigene Beobachtungen gebracht und ein außerordentlich reiches und gutes Bildmaterial gesammelt. Prof. Eugen Fischer in der Zeitschr. f. Morphologie u. Anthropologie.

Rasse und Stil. Gedanken über ihre Beziehungen im Leben und in der Geistesgeschichte der europäischen Völker, insbesondere des deutschen Volkes. 6.—8. Tausend. 132 Seiten mit 80 Abb. Geh. Mk. 4.50, Lwd. Mk. 5.80.

Man weiß nicht, was an diesem Werk mehr zu bewundern sei: die schöpferische Macht des rassenkundlichen Gedankens, oder die oftmals unerhörte Neuheit der Fragestellungen und Lösungen. Fränk. Kurier.

Adel und Rasse. 2. verb. u. verm. Auflage. 124 Seiten mit 127 Abb. Geh. Mk. 4.—, Lwd. Mk. 5.40.

Unter Adel wird hier nicht der Standesadel im heutigen Sinne allein, sondern der rassenmäßig rein oder möglichst rein nordische Teil eines Volkes verstanden, dem im Sinne von Günthers Rassenlehre aus dem „Adel" nicht sowohl Rechte als Pflichten erwachsen. Der hohe Idealismus, der Günther beseelt, tritt gerade in dieser Schrift schön zutage. „Weserzeitung", Bremen.

Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes. Mit einem Bilderanhang: Hellenische und römische Köpfe nordischer Rasse. Mit 3 Karten, 83 Abb. im Text u. 64 Abb. auf 16 Tafeln. Geh. Mk. 5.80, Lwd. 7.20.

„... ich bin überzeugt, daß sich die deutsche Jugend mit dem klassischen Altertum lieber beschäftigen wird, wenn ihr gesagt wird, daß die Griechen und Römer Menschen unseres Stammes waren. Ich möchte das wertvolle Buch allen Lehrern der klassischen Sprachen und Geschichte recht sehr empfehlen." Prof. Dr. P. Astner i. d. Deutschen Erziehung (Wien).

Rassenkunde und Rassenhygiene

Menschliche Auslese und Rassenhygiene (Eugenik).

(Baur-Fischer-Lenz Bd. II.) Von Prof. Dr. Fritz Lenz, München. 3. u. 4., völlig umgearb. Aufl. 8.—11. Tausd. 600 Seiten. Geh. Mk. 13.50, Lwd. Mk. 15.30.

Das Buch stellt tiefsinnige Gedanken dar über alle wichtigen Gegenwartsfragen unseres Volkes. Neben den Krankheiten als Faktoren bei der biologischen Auslese treten erbliche Veranlagung und soziale Gliederung der Auslesemächte in helles Licht. Über Geburtenrückgang und Frauenberufe, über Wanderungsauslese und Schicksal ganzer Rassen und Völker erfahren wir Dinge von größtem Ernste. Das ganze Buch ist ein heißes Ringen um Leben und Tod des deutschen Volkes, in seiner Sprache jedem verständlich und für alle, die dem Sterben unseres Volkes nicht ruhig zusehen wollen und können, ein Ansporn zum Beginn der Erneuerung von innen heraus, angefangen bei sich selbst. Der Türmer.

Der „Baur-Fischer-Lenz" steht an anerkannt hervorragender Stelle unter dem Schrifttum der letzten Jahre.

Ztschr. f. Naturwissenschaften.

Baur-Fischer-Lenz Bd. I. Menschliche Erblichkeitslehre:

erscheint in 4. erweiterter Auflage Ende 1933.

Rassenpflege im völkischen Staat.

Von Prof. Dr. M. Staemmler, Chemnitz. 15.—22. Tausd. Geh. Mk. 2.20, Lwd. Mk. 3.20.

Förderung des Hochwertigen, Unschädlichmachung des Minderwertigen, das ist die Forderung dieser Schrift. Sie wendet sich nicht nur an den Verstand, sondern weckt das Gewissen der Volksgenossen, damit es sein wertvolles Erbgut rein und lebendig erhalte.

Aus dem Inhalt: Was jeder von Rasse und Vererbung wissen muß / Wie kann man rassenhygienisch arbeiten? / Reinhaltung der Rasse / Die jüdischen Anlagen / Strafen für Rassenschänder / Wir brauchen die 4-Kinder-Ehe / Gegen Marcuse und Hirschfeld / Kinderzulagen und Kinderabzüge / Die Aufgabe der Rassenämter / usw.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Erbkunde, Rassenkunde und Rassenpflege.

Ein Leitfaden zum Selbststudium und für den Unterricht. Von Dr. B. K. Schultz, Leiter der Abtlg. Rassenkunde am Rasse- und Siedlungsamt der SS. Mit 169 Abb. Preis geh. Mk. 2.20, Lwd. Mk. 3.—.

Die neue, umfassende und volkstümliche Darstellung aller drei Wissensgebiete der Vererbungslehre, Rassenkunde und Rassenpflege eignet sich für Schulen aller Art, besonders auch für Berufsschulen.

Vererbungslehre, Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik.

Von Prof. Dr. H. W. Siemens. 5. verm. Aufl. 13.—19. Tausd. Mit 82 Abb. u. Karten. Geh. Mk. 2.70, Lwd. Mk. 3.60.

In klaren, überzeugenden Darstellungen führt der seit langem auf dem Gebiet der Vererbungsforschung tätige Gelehrte ein in die Probleme der Vererbungsfragen. Wir wünschen dem Buche die weiteste Verbreitung zum Besten unseres Volkes, unserer Rasse.

Neue sächsische Schulzeitung.

Vererbungslehre und Erbgesundheitspflege.

Einführung nach methodischen Grundsätzen. Von Studienrat Dr. J. Graf. Mit 4 farbigen Tafeln und 54 Abbildungen. Geh. Mk. 6.—, Lwd. Mk. 7.20.

Den Studierenden ist dieses Buch als Einführung in eines der schwierigsten Probleme der Wissenschaften vom Menschen anzuempfehlen, aber auch den interessierten Laien wird sein Inhalt nicht nur vollauf befriedigen können, sondern gerade dieser wird reichen Gewinn aus der Lektüre ziehen.

Mittlg. d. Anthropolog. Gesellschaft, Wien.

Die Bildungs- und Erziehungswerte der Erblehre, Erbpflege und Rassenkunde.

Vortrag von Dr. J. Graf. Preis geh. Mk. 1.20.

Die Unfruchtbarmachung aus rassenhygienischen und sozialen Gründen. Von Dr. O. Kankeleit, Nervenarzt. Mit 7 Abb. und 10 Tabellen. Geh. Mk. 4.90, Lwd. Mk. 6.30.

Der Verfasser hat in seinem Beruf die furchtbaren Folgen der Entartung und ihre Vererbung erlebt.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Bücher von Dr. Ludw. Ferd. Clauß:

Die Nordische Seele.

Eine Einführung in die Rassenseelenkunde. 8.—12. Tausd. Mit 16 Kunstdrucktafeln. Geh. Mk. 3.50, Lwd. Mk. 4.80.

Clauß untersucht den Stil der nordischen Seele in allen Bezirken ihrer Leidenschaft, im keuschen Abstand der Scham, im Geständnis der Liebe, im Zweikampf der Schwerter, im Schweigen der Rede, im Scherz und Witz. Die Unterschiede und Grenzen des seelischen Verstehens aus dem Geist der Rassen, ihre Verbindung zum germanischen Typus, der aus nordischen und dalischen Anlagen gleichmäßig gemischt ist, ihre Trennung vom mittelländischen und ostischen Typus möge man in diesem Buch der Beispiele und der lebendigen Anschauung nachlesen, das ein Deuter und ein Seher geschrieben hat, aber auch ein Philosoph der Kamera, dem der Blick für die nordische Gestalt aufgegangen ist. Deutsche Zeitung.

Rasse und Seele.

Eine Einführung in den Sinn der leiblichen Gestalt. Mit 176 Abb. 3. bearb. Aufl. 9.—13. Tausd. Geh. Mk. 5.50, geb. Mk. 7.—.

Das Buch ist zugleich die Neubearbeitung des vergriffenen Werkes „Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker".

Der Verfasser weiß zu fesseln, nicht zum wenigsten durch seinen lebendigen Stil. Und in ihren Grundzügen bereits deutlich erkennbar entwickelt sich hier eine wissenschaftliche Physiognomik eigenartiger Prägung. Clauß scheint sich auf dem Gebiet der physiognomischen vergleichenden Ausdrucksforschung zu einem ähnlichen Pfadfinder zu entwickeln, wie es Klages auf dem Gebiet der graphologischen Ausdruckslehre geworden ist. Die Umschau.

Musik und Rasse.

Von Richard Eichenauer.

Mit 40 Bildnissen und 90 Notenbeispielen. Geh. Mk. 7.50, Lwd. Mk. 9.—.

Eichenauer stellt alle unsere großen deutschen Tonkünstler in ihrem Schaffen vom rassischen Gesichtspunkte aus dar. Aber auch Musik, die aus anders rassischem Gefüge ersproß, wird aufgezeigt und in Vergleich gestellt. Nicht nur beste Abbildungen unserer größten deutschen Tonkünstler, sondern auch zahlreiche Notentexte zieren das Buch. Möge es in die Hände vieler deutscher Musikfreunde kommen.

Deutsche Zeitung.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Professor Dr. Ludwig Schemann-Freiburg.

Die Rasse in den Geisteswissenschaften. Studien zur Geschichte des Rassengedankens Bd. I. 480 Seiten. Geh. Mk. 16.20, Lwd. Mk. 18.—.

Der Verfasser gibt — seinem Plan entsprechend — eine Rassenliteraturgeschichte; eine Fülle von Originalzitaten (mit Quellenangaben) macht das Buch zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für jeden, der sich mit der Geschichte der Anthropologie beschäftigt. Dr. O. v. Verschuer im Anthropolog. Anzeiger.

Hauptepochen und Hauptvölker der Geschichte in ihrer Stellung zur Rasse. Studien zur Geschichte des Rassengedankens. Band II. 420 Seiten. Geh. Mk. 16.20, Lwd. Mk. 18.—.

Das Buch ist mit vornehmster Sachlichkeit, bewundernswerter Beherrschung des Stoffes und jener Unparteilichkeit und jenem Verantwortungsgefühl geschrieben, wie sie unsere besten Geschichtsschreiber auszeichnen. Ein vorzügliches, hochinteressantes Werk.

Prof. Dr. A. Drews im Karlsruher Tagblatt.

Die Rassenfragen im Schrifttum der Neuzeit. Einzeldenker neuerer Zeiten über Rassenfragen. Studien zur Geschichte des Rassengedankens. Band III. 440 Seiten. Geheftet Mk. 18.—, Lwd. Mk. 19.80.

Dieser Band beschließt als dritter Schemanns großes Rassenwerk: Die Rasse in den Geisteswissenschaften (Studien zur Geschichte des Rassengedankens). Die Entwicklung des Rassengedankens in der Literatur und der Wissenschaft wird etwa von der Reformation bis in die neueste Zeit hinein verfolgt.

Wegbereiter und Vorkämpfer für das neue Deutschland. Herausgegeben von W. Frhrn. v. Müffling. Mit 168 Bildnissen. Kart. Mk. 1.80.

Der größte Teil der Bilder wurde eigens für dieses Buch von dem berühmten Bildnis-Photographen Erich Retzlaff, Düsseldorf, aufgenommen. Das wundervolle Bildwerk bringt die Bilder aller Nationalsozialisten, die den Aufbau der Nation herbeigeführt haben, und aller der völkischen Kämpfer, die heute unter Adolf Hitlers Führung an Deutschlands Erneuerung mitarbeiten.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Kunst und Rasse. Von Prof. Dr. Paul Schultze-Naumburg. Mit 159 Abb. Geh. Mk. 6.75, Lwd. Mk. 8.—.

Aus dem Inhalt: Rasse, Körperbau und Kunstschaffen / Volkstum und Kunstempfinden / Die Vorstellungswelt des Künstlers rassisch bedingt / Instinktive Darstellung des eigenen Typs / Raffael und Rubens, zwei entgegengesetzte Künstlernaturen / Michelangelos Selbstbildnis und die „Morgenröte" in der Mediceerkapelle / Künstlerhände als Charakteristikum / Madonna und Venus des Botticelli als Schwestern / Rasse in der heutigen Kunst / Das erotische Wunschbild als rassisches Selbstbekenntnis / Seltenheit des nordischen Ideals in der Moderne / Entartung bevorzugt / Unschöpferisches Tasten nach Sensationen / Perverse Vorliebe für fremde Rassen / Ungünstige Auslese in der Kultur / Die Frau als bildende Künstlerin / Rassenlehre und Rassenhygiene für Künstler.

Eine vernichtende Abrechnung mit der „Kunst" der vergangenen Zeit.

Von Deutschen Ahnen für Deutsche Enkel. Allgemeinverständliche Darstellung der Erblichkeitslehre, Rassenkunde und Rassenhygiene. Von Prof. Dr. med. Ph. Kuhn und Dr. med. H. W. Kranz. Mit 6 Abb. Preis Mk. 1.—, bei 10 Stück Mk. —.80, bei 100 Stück Mk. —.70.

Ein Buch für jedermann, auch der einfachste Volksgenosse soll es verstehen können.

Volk in Gefahr. Der Geburtenrückgang und seine Folgen für Deutschlands Zukunft. Von Otto Helmut. Preis kart. Mk. 1.—, bei 10 Stück Mk. —.80, bei 100 Stück Mk. —.70.

23 ganzseitige Bildtafeln und 23 Seiten Text geben eine übersichtliche und überzeugende Darstellung von der Gefahr, d r wir entgegengehen und weisen auf die Notwendigkeit einer sinngemäßen Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik hin.

Ist Rasse Schicksal? Grundgedanken der völkischen Bewegung. Von Min.-Rat H. Konopath. Mit 28 Abbildungen. Geb. Mk. 1.—.

Der Untergang der großen Rasse. Von Madison Grant-Neuyork. Übers. von R. Polland. Geh. Mk. 5.40, Lwd. Mk. 6.30.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW